

Tore und Türen, Brunnen und Brücken

KULTURBERICHTE 2018 AUS TIROL UND SÜDTIROL



AUTONOME
PROVINZ
BOZEN
SÜDTIROL



PROVINCIA
AUTONOMA
DI BOLZANO
ALTO ADIGE

Tore und Türen, Brunnen und Brücken

KULTURBERICHTE 2018 AUS TIROL UND SÜDTIROL

Impressum:

2018 Kulturberichte aus Tirol und Südtirol
Tore und Türen, Brunnen und Brücken

Herausgeber: Tiroler und Südtiroler Kulturabteilungen

Abteilung Deutsche Kultur
Abteilungsleiter Dr. Volker Klotz, Andreas-Hofer-Straße 18, 39100 Bozen
kulturabteilung@provinz.bz.it, www.provinz.bz.it/kulturabteilung

Amt der Tiroler Landesregierung, Abteilung Kultur
Vorstand HR Dr. Thomas Juen, Leopoldstraße 3/4, 6020 Innsbruck
kultur@tirol.gv.at, www.tirol.gv.at

© 2018

Konzept und Redaktion:

Dr. Sylvia Hofer MAS, sylvia.hofer@provinz.bz.it
Mag. Dr. Petra Streng, petra.streng@vokus.at
Redaktionell abgeschlossen am 20. August 2018

Grafik: Heidi Oberhauser, www.heidi-grafik.it

Druck: Kraler Druck, Vahrn

Nachdruck nur mit Zustimmung der Redaktion gestattet.
Die Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder.



Philipp Achammer
Landesrat für Deutsche Bildung und Kultur
und für Integration des Landes Südtirol



Dr. Beate Palfrader
Landesrätin für Bildung, Kultur, Arbeit
und Wohnen des Landes Tirol

Vorwort

Türen und Tore, Brücken und Brunnen – diese im Alltag oft wenig beachteten baulichen Elemente prägen unsere Kulturlandschaft und sind für das äußere Erscheinungsbild von Tirol und Südtirol von zentraler Bedeutung. Dies gibt Anlass, die vorliegende Sondernummer der gemeinsamen Kulturberichte aus Tirol und Südtirol diesen besonderen baulichen Merkmalen zu widmen.

Dabei geht es nicht nur darum, die kulturgeschichtliche Entwicklung von Türen und Toren, Brücken und Brunnen darzustellen und ihre Bauweise, Form und Funktionalität zu erläutern. Vielmehr sollen das künstlerische Element der Gestaltung und die dahinter stehenden Wertvorstellungen beleuchtet sowie die Bedeutung dieser baulichen Elemente für das Zusammenleben der Menschen im Wandel der Zeit stärker im Bewusstsein verankert werden. Sei es die Versorgungsfunktion eines Brunnens, die Schutzfunktion von Türen und Toren oder der verbindende Charakter einer Brücke – all diese Bauphänomene spiegeln gesellschaftliche Entwicklungen wider und sind in ihrer schier unerschöpflichen Vielfalt charakteristisch für die Ansprüche und das Kunstverständnis der Menschen in Vergangenheit und Gegenwart. Anhand dieser Kleinodien lässt sich auch viel Interes-

santes über das Alltagsleben in den Dörfern und Städten Tirols und Südtirols ableiten.

In einer Zeit, in der Vielfalt mitunter als Bedrohung wahrgenommen wird und in der die Tendenz herrscht, sich abzuschnitten und das Trennende vor das Verbindende zu stellen, ist es wichtiger denn je, Brücken zu bauen, Türen zu öffnen und Orte des Zusammenkommens und des Austauschs – wie es Brunnen oft waren und sind – zu schaffen und zu pflegen. In diesem Sinne soll die vorliegende Sondernummer Anlass zur Reflexion darüber geben, wie wir unser Zusammenleben in Tirol und Südtirol, aber auch über die Landesgrenzen hinaus in Zukunft gestalten wollen und wie wichtig es ist, das Gemeinsame nicht aus den Augen zu verlieren. Das Themenheft soll auch dazu anregen, die oft unbeachteten Kleinodien unserer Kulturlandschaft verstärkt wahrzunehmen und ihre wesentliche Funktion für unsere Gemeinschaft wertzuschätzen.

Wir danken den beiden Redakteurinnen Petra Streng und Sylvia Hofer sowie den Autorinnen und Autoren für ihre Beiträge und wünschen allen Interessierten eine spannende Lektüre!

Inhalt

8 PETRA STRENG & SYLVIA HOFER
**DAS TOR, DIE TÜR,
DER BRUNNEN UND DIE BRÜCKE**

30 ANDREA ASCHAUER
**SCHWELLENANGST
UND SCHWELLENZAUBER**

10 MATTHIAS VESCO
**LITERARISCHE EINLEITUNG:
DAS TOR ZUM DUNKLEN FLUSS**

34 HEIDRUN SCHROFFENEGGER
**TÜREN UND TORE –
EIN HISTORISCHER ÜBERBLICK**

14 GUNTER BAKAY
**DER WÄCHTER
AN BRÜCKEN**

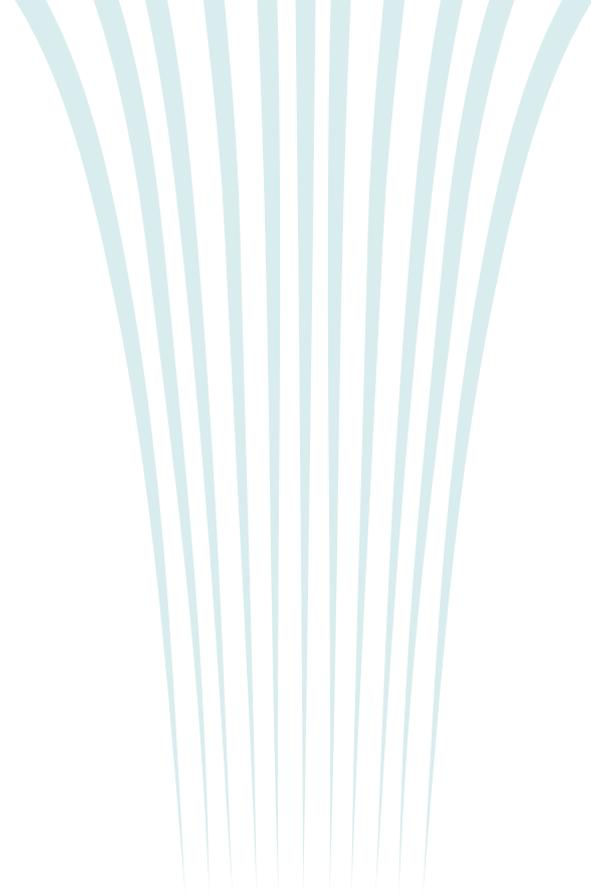
39 SUSANNE WAIZ
LANDSCHAFT UND BRÜCKEN

20 KLAUS AUSSERHOFER
**BRÜCKEN, MEISTERWERKE
DER TECHNIK UND ZEICHEN
IN DER LANDSCHAFT**

46 CARLOTTA ZAMBONATO
**AUGEN AUF!
ZUR BEDEUTUNG DER
TÜR ALS ENTRÉE DES HAUSES**

26 CARL PHILIPP VON HOHENBÜHEL
**„...IST DA EIN TOR,
IST ES EINE BURG“**

50 DORIS NIEDERJAUFNER
**DIE TÜR. DIE ESSENZ
DES EINTRETENS,
EINE BETRACHTUNGSÜBUNG**



54 ULRIKE BURATTI
**ALLTAGSGESCHICHTEN
ZUR PROBLEMATIK
DER WARTUNG VON BRUNNEN**

81 HELMUT PAWELKA
**SPEKTAKULÄRE
EISENBAHNBRÜCKEN IN TIROL**

58 THOMAS NUSSBAUMER
**RUHEPUNKT LINDENBAUM:
GEDANKEN ZUM LIED
„AM BRUNNEN VOR DEM TORE“**

86 WITTFRIDA MITTERER
**EISENBAHNBRÜCKEN,
WEGWEISER IN DER
GEBAUTEN LANDSCHAFT**

62 STEFAN DEMETZ
**WO FINDE ICH
DEN FROSCHKÖNIG?**

98 JOHANN ZAUNER
**BRÜCKEN & VERKEHR, IM
SPANNUNGSBOGEN ZWISCHEN
FORTSCHRITT UND ANGST**

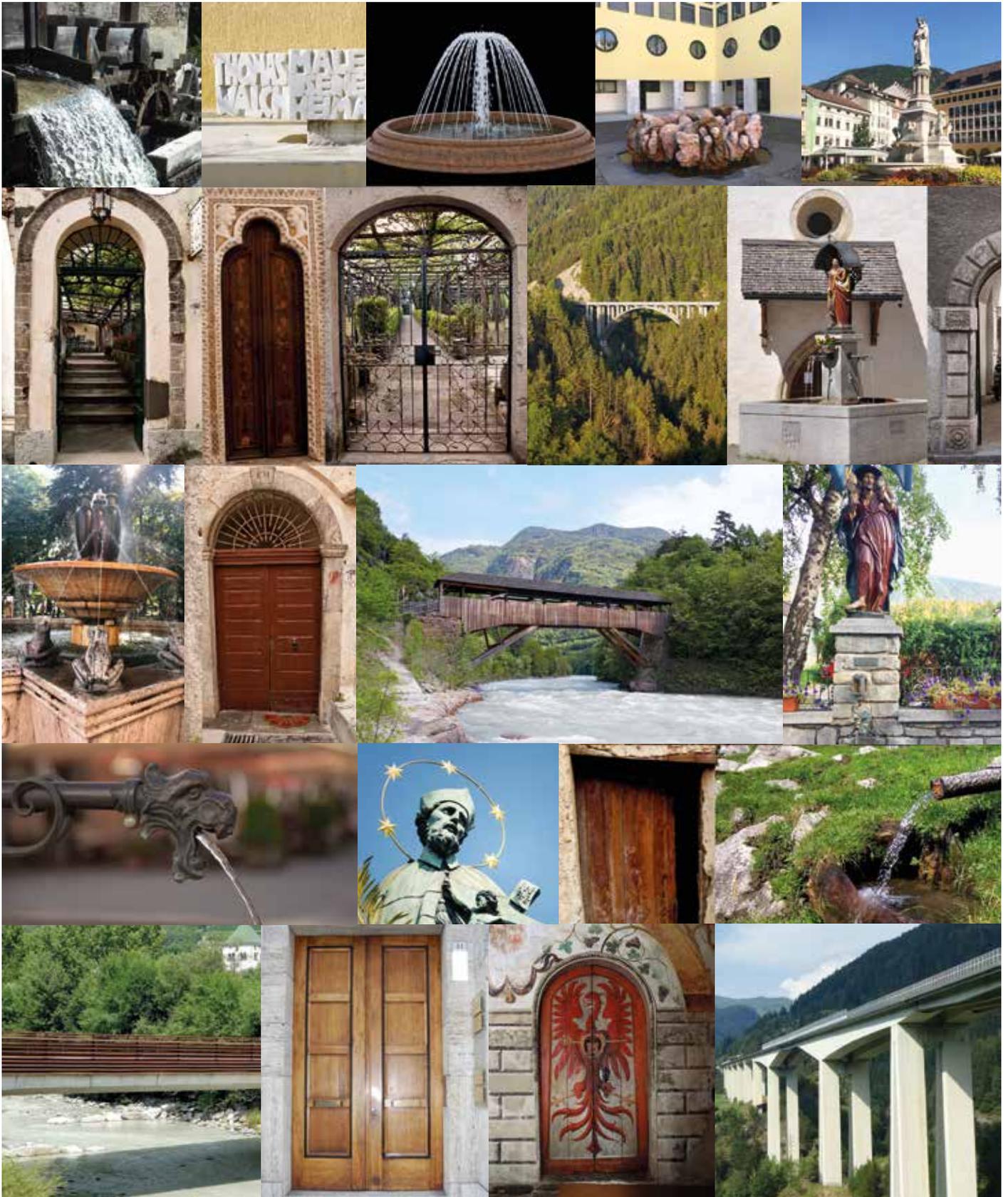
68 ARMIN TORGGLER
TÜR UND TOR

104 CHRISTINE PFEIFER
**MÄR UND WAHRHEIT RUND
UM WÜNSCHELRUTE, WASSER-
ADERN UND FENG SHUI**

75 SIMONE GASSER
**KÜHLES NASS UND KOSTBARES
GUT IN DER BRUNNENSTADT IMST**

108 GIANLUCA BATTISTEL
**NICHT ZU TIEF
UND NICHT ZU HOCH**

Das Tor, die Tür,



der Brunnen und die Brücke

Zur Einleitung in Tiroler Kulturgeschichte(n)

Vorliegende Sondernummer der Kulturberichte beschäftigt sich vordergründig mit Bauphänomenen, die unsere Kulturlandschaft prägen. Es sind Monumente oder Details, welche die „Gesichter“ nach außen von Tirol und Südtirol ausmachen – manchmal unscheinbar, manchmal augenscheinlich dominant. Doch diese Artefakte sind nicht nur bauliche Erscheinungen, sondern auch Zeichen der menschlichen Begegnung. Denn eine Brücke verbindet Orte, ein Tor oder eine Tür bietet Einlass für Menschen, ein Brunnen bietet Labsal oder ist auch eine wirtschaftliche Notwendigkeit. Allen gemein ist die Tatsache, dass sie – der jeweiligen Zeit bzw. Epoche entsprechend – auch künstlerische Ambitionen bzw. Wertvorstellungen repräsentieren.

Tor: Das Sprichwort „Kurz vor Torschluss“, also gerade noch rechtzeitig etwas erledigen, hat seine kulturgeschichtlichen Hintergründe. Und einst ging es dabei nicht um kurzfristig angesetzte Hochzeiten oder Geschäftsabschlüsse. So erwähnte diese Redensart u.a. Johann Peter Hebel (Werke, 1843, IV, 183): „Kann ich vor Torschluss noch in die Stadt kommen?“ Gemeint hatte er damit, dass einst die Stadttore zu gewissen Stunden geschlossen wurden und man keinen Einlass mehr bekam. Stadttore in diesem Sinne gibt es heute keine mehr – doch das Tor an sich, z.B. bei Ansitzen oder bei Burgen, hat nach wie vor Charisma. Charismen, die aus der Bauweise, der Pragmatik bzw. Funktion, den Details u.ä. resultieren.

Tür: Zum Thema Tür gibt es viele Redensarten und man merkt dabei ganz einfach, welche Bedeutung diese Form des Ein- oder Ausganges hatte. Robert Musil setzte diese komprimiert ein: „Die vornehmen Leute öffneten oder verschlossen ihre Türen, und der Bürger konnte mit ihnen außerdem ins Haus fallen. Er konnte sie auch offen einrennen. Er konnte zwischen Tür und Angel seine Geschäfte erledigen. Konnte vor seiner oder einer fremden Tür kehren. Er konnte jemand die Tür vor der Nase zuschlagen, konnte ihm die Tür weisen, ja, er konnte ihn sogar bei der Tür hinauswerfen...“ (zit. nach „Unfreundliche Betrachtungen“ 1, 1928). Türen öffnen das Gebäude, sind aber zugleich Schutz vor ungewollten Besucherinnen und Besuchern. Und sie offenbaren auch die „künstlerischen“ Ambitionen der Besitzerin oder des Besitzers: Moderne Trends zeigten und zeigen sich neben (volks)religiösem Hintergrund, die Materialien entsprechen zumeist dem Zeitgeist (und auch den gewollten Sicherheitsvorkehrungen). Den Gestaltungsvarianten sind dabei kaum Grenzen gesetzt. Und damit sind sie auch Spiegelbilder der Gesellschaft, in ihren Ansprüchen und Vorstellungen, in Vergangenheit und Gegenwart.

Brunnen: Brunnen sind Orte der Ruhe, aber auch der geselligen Zusammenkunft. Letztgenannter Umstand zeigt sich nicht zuletzt in der Redewendung „eine Sache an allen Brunnen erzählen“. Damit meinte man einst den Brunnen, wo man Wasser holte, Wäsche wusch – eben eine Örtlichkeit, an der man Neuigkeiten erfuhr und sich austauschen konnte. Was sich in einem Dorf abspielte, wer etwas angestellt hat und wo es passierte: (Beinahe) alles erfuhr man am Brunnen. Und so verwundert es auch nicht, dass z.B. Erker und Fensterfronten genau zu den Brunnen, zum Zentrum des Geschehens, ausgerichtet waren. In unserer Zeit sind Brunnen immer noch Orte (vor allem für junge Leute) des Zusammenkommens, aber z.T. auch Ruheoasen. Laufendes Wasser beruhigt – so psychologische Meinungen, – aber animiert auch. Brunnen zeigen in ihren vielfältigen Gestaltungsweisen die Kunstvorstellungen ihrer Entstehung und in ihrem heutigen Gebrauch auch Wertschätzungen der Gesellschaft. Das war und ist noch immer so.

Brücke: Die Redensart „Er baut anderen eine Brücke“ ist über viele Jahrzehnte belegt. Auch Otto von Bismarck (1815-1898) nutzte sie: „Ich dachte: vielleicht gewinne ich die Herren, wenn ich ihnen die Brücke baue“ (zit. Röhrich, 1991, 267). „Brücken bauen“ kommt auch immer wieder in biblischen Überlieferungen vor. Und diese erzählerischen Berichte und Synonyme verweisen ganz konkret auf den Umstand, dass Brücken verbinden – in all den Varianten. Brücken lassen Bäche/Schluchten überwinden, bringen Örtlichkeiten einander näher. Sie verbinden Menschen, können aber auch (siehe Kriegszeiten) Örtlichkeiten sein, wo man genau dieses Zusammenkommen verhindern wollte. Brücken sind zudem Monumente des technischen Fortschritts: Man denke hierbei nur an die frühen Eisenbahnbrücken oder an die Europabrücke.

Tore und Türen, Brunnen und Brücken sind Objekte der Verbindung, der Trennung und der Kunst/Kultur. Der sogenannte Brückenschlag soll auch mit diesen Kulturberichten erfolgen: Diese zum Teil unscheinbaren Kleinodien unserer Landschaft verdienen Wertschätzung. Allen Autorinnen und Autoren sei hiermit für ihre sensible Bearbeitung und Aufmerksamkeit gedankt.

Ein Tor sei aufgemacht für die Kleinodien unserer gemeinsamen Kulturlandschaft.

**Dorfbrunnen um 1971**

Foto: Flavio Faganello,
Fotoarchiv im Amt
für Film und
Medien, Autonome
Provinz Bozen – Südtirol

Das Tor zum dunklen Fluss



Das Chaos, das sich in Alexanders Zimmer ausbreitete, war trotz der strengen und gleichzeitig hilflosen Worte der Mutter gewachsen. Seit seinem Schulabbruch vor einem Monat zog er sich, wann immer er zuhause war, in dieses Reich zurück. Berge voller Wäsche, schmutziges Geschirr und ein überfüllter Aschenbecher verliehen dem Raum einen verwehrten Ausdruck.

Die Tür war – wie zuletzt immer – abgeschlossen, denn Streitigkeiten standen schon lange an der Tagesordnung und bestätigten die feindlich gesinnte Atmosphäre. Alexander empfand, wie er so im Bett lag, Schadenfreude bezüglich seiner besorgniserregenden Laufbahn. Gelegentlich ertönte das Smartphone, Meldungen aus dem Milieu einer nach Partys lechzenden Jugend, Vorbereitungen auf das kommende Wochenende, den üblichen Absturz. Mit dieser rauschvollen und rebellischen Welt fühlte er sich eher verbunden als mit einer vernünftigen und farblosen Erwartungshaltung. Er betrachtete jene Schulkamerad/innen, die gezielt in die Zukunft blickten, mit Argwohn. In seiner Klasse hatte er einen einzigen Freund, der seine Sicht der Dinge teilte, dem es lediglich etwas leichter fiel, seine Wut zu kanalisieren.

Und gerade in diesem Augenblick – es war etwa zehn Uhr am Morgen – erhielt er von Bernhard eine Nachricht. Über WhatsApp beschrieb dieser, dass ein Workshop zu speziellen Themen stattfindet, dass es aber recht ungeordnet zugehe, vor allem im Vergleich zum Regelunterricht. Die Referent/innen, die in die Klassen kämen, würden die Schüler/innen natürlich kaum kennen und somit biete es sich an, dass Alexander seinen Kamerad/innen endlich mal wieder einen Besuch abstatte, woraus sich der eine oder andere Spaß entwickeln könne.

Ein Klassenclown war er schon immer gewesen und genau das war ihm zum Verhängnis geworden, als man ihn letztes Jahr wegen einer einzigen nicht bestandenen Nachprüfung durchfallen hatte lassen. Er war noch nicht darüber hinweggekommen und hatte sich aus diesem Grund auch im neuen Schuljahr kaum motivieren können. Noch immer brannte der Schmerz dieser damals so unerwarteten Niederlage. Er war sich sicher, dass eine bestimmte Absicht dahintersteckte. Leute, die selbst kein Leben hatten, wollten ihm offenbar seines schwermachen. Wieso konnten sie ihn denn nicht einfach in Ruhe lassen? Nie hatte er etwas geschenkt bekommen und eine Art von Anerkennung, die ihm etwas bedeutet hätte, hatte er kaum erfahren.

Sollte er jetzt also der Schule einen Besuch abstatten? Sicherlich würde niemand meinen, er würde jetzt, wenige Wochen vor dem Ende, alles wiedergutmachen wollen. Man würde verstehen, dass diese Visite den Charakter einer Endabrechnung hatte. Nochmal lachen über ein Verhärten der Fronten, über die inzwischen unmöglich gewordene Kommunikation mit Menschen, die ihm fremder als alles Übrige erschienen. Ein seltsames Gespür, eine Mischung aus Spott und Langeweile, verlieh der Idee etwas Attraktives. Also zog sich Alexander an und sperrte die Zimmertür auf. Fragen seiner Mutter, wohin er wolle, blockte er wie üblich ab. Er drückte sie, die schon wieder Tränen in den Augen hatte, von sich weg, stürmte ins Treppenhaus und zündete sich unten auf der Streitergasse eine Zigarette an. Musste das immer so anstrengend sein? Immer, wenn er nachhause kam, wollte sie wissen, wo er war, und immer, wenn er wegging, nervte sie ihn mit ihren lästigen Fragen, obwohl er schon längst aufgehört hatte, Erklärungen zu erfinden. Das Argument, sie wolle nur das Beste für ihn – schließlich sei er ihr Sohn – konnte er nicht mehr hören.

Mit einem Gefühl von Erleichterung ließ er das Stadtkino und die Werbung zu den neuesten Filmen hinter sich und marschierte durch den Torbogen Richtung Obstmarkt. Es war schon sommerlich warm, auch zu dieser Uhrzeit. Ein Gewitter hatte in der vergangenen Nacht die Luft gereinigt und dementsprechend klar war die morgendliche Luft. Während Bettler im organisierten Stil strategische Positionen einnahmen, spazierte Touristen mit ihren Kameras im Schneckentempo von Stand zu Stand. Alexander ging das

alles etwas zu langsam. In dieser Ruhe erkannte er eine vorgeheuchelte Gelassenheit oder gar den böartigen Willen, ihm im Wege zu stehen, mit diesen Rucksäcken mit Trinkflaschen an den Seiten oder einer Karte in der Hand, gepaart mit dem erdenklich kleinsten Ausmaß an Aufmerksamkeit. Da war gar eine junge, eisschleckende Familie, die offenbar in dieser Kleinigkeit so etwas wie ein großes Glück erkannte. Und sie nahmen den Blick des jungen Herren, der voller Verachtung den Rest seiner Zigarette in die Ecke warf, kaum wahr. Etwas unsanft drängte sich dieser an den Menschen vorbei, wie durch einen labyrinthartigen und undurchschaubaren Dschungel.

Um den Geschmack des Rauches aus dem Mund zu spülen, ging Alexander zum Brunnen und ließ sich das vertraute Wasser in den Mund fließen, eine kurze Auszeit, eine leichte Beruhigung brodelnder Gedanken. Die plätschernden Laute, die ernüchternde Kälte und die Befriedigung des Durstlöschens machten aus diesem Brunnen so etwas wie einen Ort der Kraft, einen Ort, der Alexander an vergangene Sommertage bei seinem Großvater in Apulien denken ließ. Auch dort hatte es einen alten Brunnen gegeben. Dieser war für ihn und andere Kinder zu einer unentbehrlichen Attraktion geworden, zu einer Art Wasserpark. Selbst gebaute Schiffchen hatten stets eine der Ecken geziert. Sogar der Brunnen selbst, längst nicht mehr als altertümliche Waschanlage genutzt, war durch diese Zweckentfremdung aufgeblüht. Für die Kinder war sogar das Ameisenquälen in den Hintergrund gerückt, denn was hätte es in diesem kleinen Dorf, das nicht einmal am Meer lag, denn sonst zu tun gegeben? Dort schien die Zeit stillzustehen und gerade deswegen war es eine Art Paradies gewesen, ein Ort ohne Anspannung, ohne Enttäuschung.

Alexander setzte seinen Weg über die Museumstraße Richtung Talferbrücke fort und erinnerte sich an verregnete Septembertage. Stets hatte er nach Bozen zurückkehren müssen, um das nächste Schuljahr zu beginnen, um sich mit bestimmten Widersachern prügeln zu müssen, weil sie ihn etwa wegen seiner Zahnsperre oder wegen der süditalienischen Herkunft seines Vaters rügten. Bekannt war er dafür gewesen, so etwas wie Beleidigungen nicht auf sich sitzen zu lassen, und jede große Pause bedeutete für ihn die Verteidigung einer angezweifelten Ehre. Er hatte sich angewöhnt, einen Dialekt zu verwenden, der markanter

war als jener seiner deutschsprachigen Mutter. So dachte er schon seit jeher in beiden Sprachen oder in einer Mischung daraus über sein Unbehagen nach.

Nun gelangte er zur Brücke. Ein vor fünf oder sechs Wochen stattgefundenen Lehrausgang hatte den Schüler/innen im Rahmen des Geschichtsunterrichts die Vergangenheit der Stadt nähergebracht, den Zusammenhang mit dem Faschismus, dem Nationalsozialismus und den Weltkriegen. Schon damals hatte Alexander, um sich abzulenken, zum unten vorbeirauschenden Fluss geblickt und auch jetzt noch füllte die Schneeschmelze, die aufgrund des niederschlagsreichen Winters sehr ergiebig war, den sonst so harmlosen und ruhigen Bach. Mit seinen aktuellen Wassermassen wirkte er furchteinflößend.

Sicherlich würde sich Alexander schwer tun, ihn zu überqueren, ohne darin zu ertrinken. Schwellen zu übertreten war für ihn ohnehin mit Schmerzen verbunden, ob es jetzt um sein Elternhaus ging oder um den Kampf mit sich selbst. Immer fühlte er die Atome in sich, die friedliche Wiesen voller Blumen genießen konnten und stattdessen mit ihrer Engstirnigkeit alles befleckten. Eine Art innerer epileptischer Anfall oder ein Hauch von Parkinson durchfuhren den kaum volljährigen Körper. Alle Tore schienen versperrt, vor allem der Zugang zur Bildung, zu einer Bildung, von der er sich vernachlässigt fühlte und die kaum ein Ventil für sein Temperament freigelassen hatte.

Schon hatte Alexander die Brücke hinter sich gelassen. Er fühlte sich verantwortlich für diese übertriebene Schneeschmelze, für das Toben des Gedankenflusses in seinem Inneren, für seine Unfähigkeit, es anderen zu gönnen, am Eis zu schlecken, bevor es exponentiell von der Waffel läuft. Er war wohl zum Teil selbst schuld an all diesem Hass. Mussten aber diejenigen, die über ihn verfügen wollten, immer so etwas wie Öl ins Feuer gießen?

Am Siegesplatz bog er rechts ab und ging durch den Torbogen mit Inschriften, kehrte in Gedanken zu jenem Gespenst des Lateinunterrichts zurück, wo er sich immer schikaniert und dazu verdammt gefühlt hatte, sich diese verblassten Relikte einer erdrückenden Vergangenheit ins Gedächtnis zu hämmern. Und der Physiklehrer, der ihn dieses ver-

dammte Jahr wiederholen lassen hatte? Hatte er an den Naturgesetzen formelhaft gefeilt, den ganzen Schnee fallen lassen, der nun nach der Ruhe vor dem Sturm im flüssigen Aggregatzustand alle Reste einer positiven Sichtweise wegspülte?

Alexander sah kaum eine Möglichkeit, wieder zu einer vernünftigen Vorstellung zurückzufinden. Natürlich wollte er die Matura machen. Doch zu welchem Preis? Natürlich wäre nichts dabei, an einem Sonntag hin und wieder mit seinen Eltern ein Restaurant aufzusuchen. Doch zu welchem Preis? Nun hatte er sich bereits gegen die gesamte Welt verschwört, sah keinen Sinn mehr in einer gelungenen Interaktion. Nicht von vorne herein hatte er sie abgelehnt, aber nach und nach zu hassen gelernt, war in einen blockierten Zustand geschlittert und suchte nun, ohne zu wissen, weshalb er dies tat, einen besonders schmerzbehafteten Ort auf. Seine Beine bewegten sich spukhaft unter einem Rumpf, in dem er sich unwohl fühlte, als ob er im falschen Körper geboren wäre, als ob er ins Kino gegangen wäre, um sich einen Liebesfilm anzusehen und aufgrund einer einfachen Verwechslung einen Horrorfilm konsumieren musste, mit einer Apparatur, die das Verschließen der Lieder verunmöglichte, wie bei „A Clockwork Orange“.

Schon war er vor dem Schulgebäude, betrat den Saal, sah in der Ecke die Putzfrau ihrer Arbeit nachgehen und irgendeine Schülerin der Unterstufe die Toilette aufsuchen. Schweren Schrittes stieg er in den zweiten Stock. Es war ganz ruhig und in dieser gefühlten Taubheit mit einem krankenhaushähnlichen Geruch stand er nun vor der Tür seiner Klasse, einer Tür zu seinen innersten Ängsten, einer Tür, aus der, wenn man sie auch nur leicht berührt, ein gewaltiger Schwall hervorbricht. Wie würden ihn diese ganzen Augen anschauen? Würden sie ihn durchbohren? Würde er gleich des Platzes verwiesen werden, mit der Drohung, den Sicherheitsdienst zu rufen? Oder steckte hinter dieser Mission doch mehr als ein spöttischer Zeitvertreib? Alexander stand starr da, unsicher, ob er diesen unordentlichen Schrank voller Gegenstände aufmachen sollte, den er vor wenigen Monaten endgültig zu verschließen beschlossen hatte.

Der Wächter an Brücken





Älteste und neueste Merkwürdigkeiten über den Hl. Nepomuk in Tirol

Kurzgeschichte

Der böhmische König Wenzel IV. besaß einen despotischen Charakter, war versoffen und brutal, außerdem stellte er sich im sogenannten „Abendländischen Schisma“ in störrischer Weise auf die Seite jenes Gegenpapstes, der sich in Avignon aufhielt. Sein Erzbischof dagegen hielt dem heiligen Vater in Rom die Treue, wodurch es zu erheblichen Spannungen zwischen den beiden Männern gekommen ist.

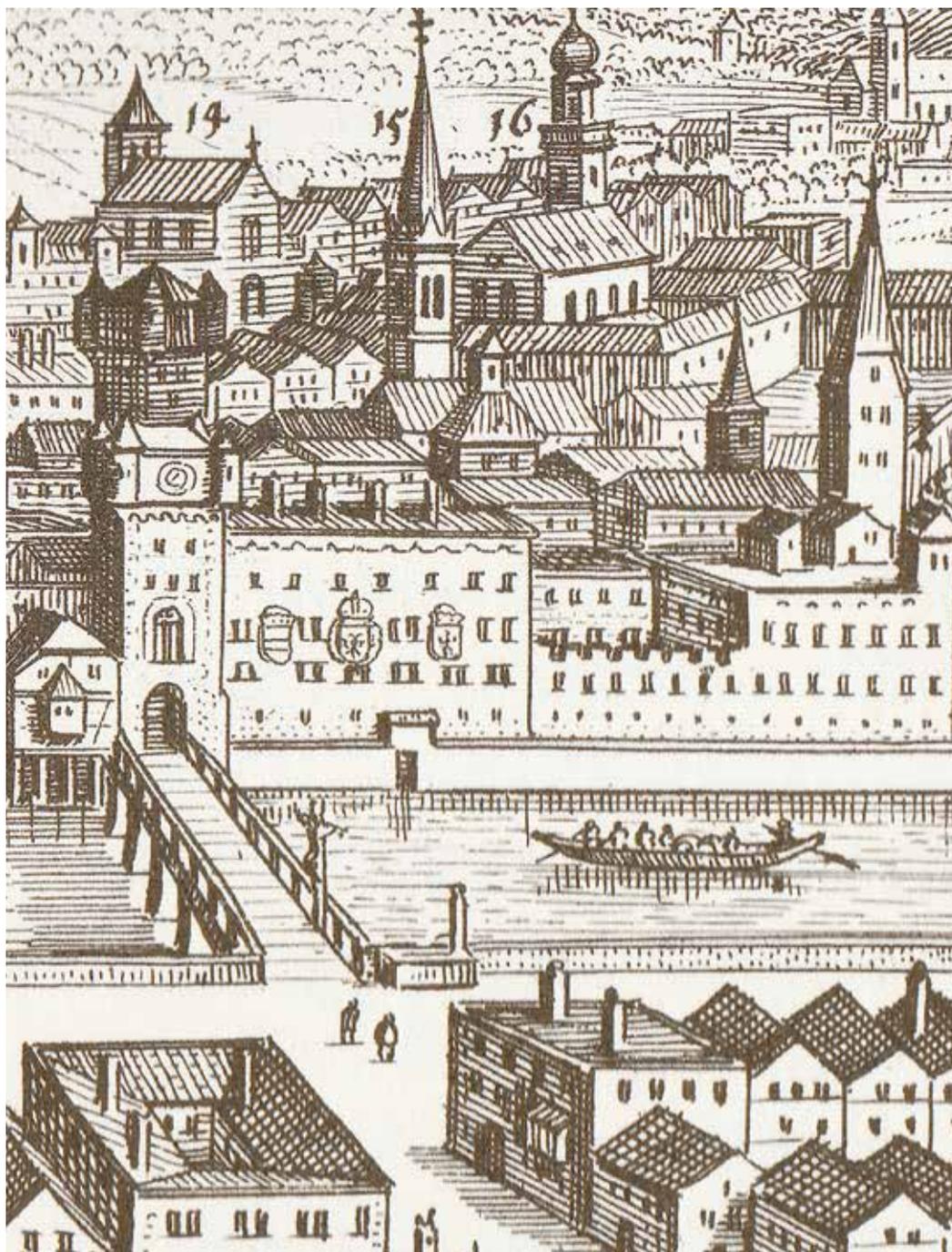
Johann von Nepomuk folgte als Generalvikar der römisch-katholischen Kirche sowohl seinem Gewissen als auch den Interessen des Erzbischofs und hintertrieb die machtpolitischen Absichten des Königs massiv. Gut bekommen ist ihm dies nicht, denn Wenzel ließ ihn schließlich verhaften, foltern und seine Leiche von der Prager Karlsbrücke in die Moldau werfen. Dies geschah am 20. März des Jahres 1393. Soweit die Historie.

Kurzlegende

Als Nepomuk aber ins Wasser stürzte, breitete sich ein seltsamer Lichtschimmer um seinen dahintreibenden Körper aus. Ja, bei genauerem Hinsehen konnte man Sterne erkennen, die um seinen Kopf blinkten, fünf Stück an der Zahl. Dieser Umstand erleichterte das spätere Auffinden der Leiche natürlich erheblich und so wurden sie als Erkennungszeichen in Nepomuks stereotype Ikonographie aufgenommen. Er ist (neben der Muttergottes Maria) der einzige Heilige, der sich mit einem derartig kostbaren Nimbus schmücken darf.

Fünf Sterne aber sollen deshalb geblinkt haben, weil sie stellvertretend für die fünf Buchstaben des lateinischen Wortes „tacui“ – ich habe geschwiegen – stehen. Damit ist man allerdings auch schon bei einem anderen Aspekt der Legende und damit seines Patronats angelangt, denn: warum wurde Nepomuk eigentlich gefoltert, was sollte er gestehen?

Im Gegensatz zur wissenschaftlichen Geschichtsschreibung weiß die Legende Bescheid: König Wenzel wollte aus Nepomuk herauspressen, was ihm seine blutjunge Frau, Königin Sophie von Bayern, im Beichtstuhl anvertraut hatte.



Mit Kruzifix, aber noch ohne Nepomuk: die Innbrücke von Hötting aus
Kupferstich von Matthäus Merian (Ausschnitt), 1649

Der König vermutete einen Nebenbuhler und den wollte er zwecks Ermordung namentlich kennenlernen. Nepomuk aber wahrte das Beichtgeheimnis und stieg damit zum Schutzpatron der Beichte ebenso wie der „üblen Nachrede“ auf. Die verschwiegene Zunge wurde überdies auch selbst zum Gegenstand der Verehrung – im übertragenen Sinne ebenso wie im gegenständlichen als Reliquie, die kostbar gefasst im Prager Veitsdom aufbewahrt wird. (Wobei es sich allerdings nicht wirklich um eine Zunge, sondern vielmehr um etwas Hirnmasse handelt.)

Dass Nepomuk nie der Beichtvater der Königin gewesen ist, ist weder für die Legende noch für die damit verknüpfte Verehrung von Bedeutung. Zungenförmige Votivgaben und Amulette aus Wachs, Silberblech oder Zinn werden bis heute hergestellt und sind ab Euro 2,83 im Internet erhältlich (exklusive Versandkosten).

Kanonisierung

Todestag: 20. März 1393. Seligsprechung: 1721. Heiligsprechung am 19. März 1729. Festtag: 16. Mai. Schutzpatron bei Wassergefahr (allgemein Naturkatastrophen und Umwelt), des Beichtgeheimnisses und bei übler Nachrede (heute gerne auch bei Mobbing).

Ikonographie

Sternenkranz, Kruzifix und/oder Märtyrerpalme, gelegentlich Buch. Weißes Chorhemd, schwarze Soutane, Schulterumhang, Birett (Kopfbedeckung). Meist wiegt Nepomuk das Kreuz andächtig in seinen Armen oder Händen, gelegentlich legt er den Zeigefinger verschwiegen an die Lippen. Der Heilige ist eigentlich unverwechselbar.

Der Brückenheilige Nepomuk Älteste und neueste Merkwürdigkeiten aus Tirol

Fährt man über Land, so trifft man auf den hl. Nepomuk als einer wahrhaft volkstümlichen Gestalt. Ob auf Brücken oder Brunnensäulen, als Bildstöckel oder in Kapellen – sein verlässliches Auftreten wird vermutlich nur von Kruzifixen und Muttergottesbildnissen übertroffen. Kein Wunder, möchte man dem gleich hinzufügen, leben wir doch in einem von Naturkatastrophen, insbesondere von Überschwemmungen und Muren oft heimgesuchten Gebirgsland. Tirol eben, wo keine Brücke sicher ist.

Betrachtet man allerdings die Verehrungsgeschichte dieses Heiligen, dann war das keineswegs immer so. In Tirol sind eigentlich die altbekannten Figuren des hl. Nikolaus oder des hl. Florian für das Wasserpatronat und alles rundherum zuständig gewesen. Nepomuk hat sich erst sehr viel später und von oben gefördert vor die beiden geschoben. Kein Wunder auch, als böhmischer Landsmann war er der ansässigen Bevölkerung ja eigentlich fremd, und erst die Propaganda im Zuge der katholischen Gegenreformation hat ihn allmählich nach vorne gebracht. Mit anderen Worten: vor dem Ende des 17. Jahrhunderts hat hierzulande kaum ein Hahn nach den Dienstleistungen des Herrn Jan Nepomucký gekräht.

Richtig Schwung kam in die Sache dann Anfang des 18. Jahrhunderts, als die Bedeutung des Heiligen über Lied- und Bildgut, durch Predigten, aber auch durch fromme Schauspiele ins Bewusstsein der Tirolerinnen und Tiroler gesenkt worden ist. Jeder wollte nun seinen Nepomuk haben und alte Patrone erhielten schärfste Konkurrenz oder gerieten gar „in Vergessenheit“.

Freilich, einen endgültigen Sieg hat auch Nepomuk nicht errungen, niemand tut dies im profanen Mahlwerk der Zeit. So mag er sich zwar auch heute noch seiner „Volkstümlichkeit“ erfreuen, dennoch ist sein Dasein in weitem Umfang auf das eines Flurdenkmals oder Kunstwerks herabgesunken. Traditionspflege statt Frömmigkeit, ortsübliches Brauchtum anstatt vertrauensvoller Anheimstellung. Und manchmal nicht einmal das.

Beispiel Innsbruck

Chronikalisch nachweisbar wurde die Innbrücke (auf Initiative einer entsprechenden Bruderschaft) spätestens seit 1515 durch ein Kruzifix unter Gottes unmittelbaren Schutz gestellt. Mag im Laufe der Jahrhunderte die Brücke auch immer wieder einmal weggerissen worden sein, jener Teil, auf dem das Kreuz stand, blieb offenbar unversehrt. Dazu beigetragen haben mag, dass unsere Altvorderen das Kreuz schlauerweise nicht in der Mitte, sondern in Richtung zum linken Ufer versetzt montiert haben – womit es aus der unmittelbaren Schusslinie der diversen Hochwässer gerückt war. Lange Zeit blieb so zumindest das Kreuz selbst vor Katastrophen verschont und bewies damit eine gewisse Wirkmächtigkeit.

Im Zuge der sich ausbreitenden Nepomukverehrung wurde als ein erster diesbezüglicher Höhepunkt auch die Innbrücke mit einer Statue des neomodischen Schutzpatrons zusätzlich versehen. Sie war aus weißem Marmor und wurde nicht umsonst von einem aus Böhmen stammenden Bediensteten des Innsbrucker Hofes spendiert. Die Einweihung erfolgte am Abend des 15. Mai 1716. Zur feierlichen Umrahmung gehörten auch zwei Schiffe, die auf dem Inn schwammen. Aus dem einen erklangen Litaneien zu Ehren Mariens, aus dem anderen wurden Feuerwerkskörper abgefeuert, die *5 brinnende Stern yber sich gesprengt* haben und damit das einstige Lichtwunder auf der Wasseroberfläche der Moldau reizvoll nachstellten.

So weit, so gut.

Weniger gut war hingegen, dass die Statue in der Mitte der Brücke aufgestellt worden ist. Zwar war Nepomuk mittlerweile auch selig (1721), ja sogar heilig gesprochen worden (1729), das nutzte seinem Bildwerk auf die Dauer aber herzlich wenig. Als sich im Juli 1762 nämlich wahre Fluten aus Regen- und Schmelzwasser den Inn herunterwälzten, verklauste sich Treibholz an der Brücke so kompakt, dass sie schließlich krachend nachgab. Mitsamt dem Großteil des Bauwerks verschwand auch der marmorne Nepomuk samt Sockel in den Fluten und ward nicht mehr gesehen. Das alte Holzkreuz scheint dagegen wieder einmal triumphierend standgehalten zu haben.

Allerdings war das nur ein Etappensieg, denn schließlich wurde ihm das Jahr 1789 zum Verhängnis. In Frankreich tobte die Revolution, in Tirol der Inn: Die Wassermassen waren so gewaltig, dass sie in der St. Jakobskirche (Dom) in der Altstadt schon den Hochaltar hinaufzuklettern begannen. Dieser Katastrophe war auch das Kreuz nicht mehr gewachsen, es wurde mitsamt der Brücke weggerissen und fortgeschwemmt. Zwar konnte es in der Gegend von Kundl herausgefischt werden, aufgestellt durfte es aber nicht mehr werden und kam letzten Endes in Privatbesitz.

Die neue Brücke musste in Zukunft also ohne Kruzifix auskommen. Die Zeiten hatten sich geändert, sie waren (zumindest im urbanen Raum) „aufklärerischer“ und pragmatischer geworden, und auch die zuständige Kreuzbruderschaft verlegte ihre Andachten in die Jakobskirche selbst.

Hartnäckiger erwies sich da allerdings die Bruderschaft des Hl. Nepomuk! Auf ihr Betreiben wurde im Jahr 1793 erneut eine lebensgroße Statue des Heiligen aufgestellt – diesmal aber nicht mehr auf der Brücke, sondern am rechten Ufer, am altstadtseitigen Brückenkopf. Das weiße Marmorbild war so der Gefährdung durch den Inn vorsorglich entzogen und durfte noch die Kämpfe des Jahres 1809 in stiller Entrückung über sich ergehen lassen; Jakob Placidus Altmutter hat uns ein Bild davon hinterlassen.

Den patriotischen Tumult zu seinen Füßen hat es also heil überstanden. Schlecht aber sah es mit seiner Widerstandskraft gegenüber dem stetig zunehmenden Verkehr auf dem Innrain aus. Diese wichtige Ost-West-Transversale konnte nicht auf Dauer mit dem Standbild koexistieren, und so führten auch hier ganz pragmatische Gründe doch wieder zur Entfernung desselben. Nepomuk wurde 1849 „vorüber-



gehend“ im städtischen Bauhof deponiert, wo er in einem Großfeuer 1857 schließlich geborsten und komplett zerstört worden ist. Was für ein überaus kurioses Schicksal für einen „Wasserheiligen“.

Neuerliches Gerangel um die Innbrücke

Lange ohne frommen Schutz stand die Brücke danach, bis anlässlich eines traditionsgeschwängerten Andreas-Hofer-Jubiläumsjahres (1984) die alte Bruderschaft doch wieder einen Vorstoß für ein neues Innbrückenkreuz wagte. Diesmal war sie erfolgreich und so konnte der Auftrag an den Tiroler Bildhauer Rudi Wach vergeben werden. Was der allerdings überlebensgroß gießen ließ, erregte dank der nackten Genitalien des Gekreuzigten die Gemüter dermaßen, dass das skandalöse Kruzifix für über zwei Jahrzehnte im Innenhof des Tiroler Volkskunstmuseums regelrecht versteckt werden musste.

Dies blieb auch von den stillen Verehrern des hl. Nepomuk nicht unbemerkt. In einer 1995 erschienenen Monografie äußerten sich also einige gewitzte Autorinnen und Autoren dahingehend, dass eine Statue ihres Favoriten doch ein schöner Kompromiss zwischen Befürwortern und Gegnern des Wach-Kruzifixus wäre, eine Alternative für jeden Geschmack. Sogar Entwürfe dafür wurden gezeichnet und publiziert, und man begann an den berühmten dicken Brettern zu bohren.

Allein, das Schicksal wollte es wohl anders.

Im Jahr 2005 rollte eine Flutwelle den Inn herunter, die vor allem im Unterland zu Überschwemmungen und Zer-

^ **Erstürmung der Innbrücke bey Innsbruck am 12. April 1809**
Blick von der Altstadt Richtung Mariahilf und Hötting.
Die Schlacht tobt, Nepomuk wiegt versunken sein Kreuz.
 Aquarell von Jakob Plazidus Altmutter (Ausschnitt), 1819
 Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum

störungen ungeahnten Ausmaßes führte. Als Innsbrucks damalige Bürgermeisterin Hilde Zach sich über alle Widerstände hinwegsetzte und das umstrittene Kreuz in einer echten Hau-Ruck-Aktion 2007 endlich auf der Brücke aufstellen ließ, da tat sie es auch mit dem Hinweis auf eben diese Flutkatastrophe und den Segen, den die Innsbruckerinnen und Innsbrucker dabei gehabt hätten: „Es ist jetzt, glaube ich, der richtige Augenblick, um mit der Aufstellung dieses Kreuzes Dank zu sagen für die Verschonung.“ Damit hatte der Gekreuzigte den heimlichen Wettlauf um die Position eines Brückenheiligen für sich entschieden.

Aber es geht noch weiter. Wie in alten Zeiten ist ja auch auf der modernen Innbrücke für ein weiteres Bildwerk durchaus Platz. In einer der Nischen über den beiden flussaufwärts gewandten Stützpfeilern steht das Kreuz, in der zweiten dagegen nichts. Zumindest bis in das Jahr 2015, als sich ein ganz anderes Objekt diesen Ort erobert hat: die als temporäres Kunstwerk konzipierte INNANNA der Tiroler Künstlerin Ursula Beiler.

Aus Mitteln des Kunst- und Kulturfördertopfs „stadt_potentiale“ errichtete sie hier ein transparentes Plexiglasschild, in das der vermutete alte weibliche Name des Flusses eingraviert ist. Dass dies laut Künstlerin nicht aus den Fingern gesogen wäre, „bezeugen auch im Tiroler Oberland die



⤴ **Die weibliche Seite von Stadt, Fluss, Landschaft. Gemeinsam mit dem Christus von Rudi Wach visualisiere die blaue Wasserschrift „die gebotene symbolische Ganzheit der modernen Stadt am Inn“ (Ursula Beiler). Ein Nepomuk wäre so gesehen nur eine patriachale Verdoppelung. Foto: Gunter Bakay**

beiden anderen Annaflüsse ROSANNA (Stanzertal) und TRISANNA (Paznauntal), welche bei Landeck mit der INNANNA, aus dem Engadin kommend, zusammenfließen. Später wurde wie so vielerorts alte weibliche Flussnamen vermännlicht.“ So das erklärende Texttäfelchen vor Ort. Beiler wandelt damit auf den Spuren der „feministischen Landschaftsmythologie“ - vor allem auch, wenn sie von der INNANNA als der „Flussahnin“ spricht, der „Drachenschlange“, die weit vor der männlichen Aneignung (per Deutungshoheit) das Inntal über die Jahrtausende formte. Ist man für derlei Spekulationen empfänglich, so könnte auch das folgenreiche Hochwasser von anno 2005 in einem neuen Licht erscheinen. Die Abteilung Wasserwirtschaft der Tiroler Landesregierung schreibt dieses betreffend von „anhaltendem Regen besonders im Einzugsgebiet des Lech sowie der Rosanna und Trisanna im Oberland. Das verheerende Hochwasser in diesen Einzugsgebieten (...) hat ab der Einmündung der Sanna in Landeck den Inn in einen hochwasserführenden Wildfluss verwandelt.“ Ob die Flussahnin, die alte Drachenschlange, auf diese Weise den Weg frei gemacht hat für ihr Denkmal auf der Brücke? Auf ebenso brutale wie heimtückische Weise? Fest steht jedenfalls, dass sich INNANNA ihren Platz neben dem Kreuz sicherte und als feministisches Kunstwerk hartnäckig und weit über das geplante Ablaufdatum (Oktober

2015) bis heute dort verblieben ist. Einen Nepomuk als Nachfolger hat sie wohl nicht zu befürchten.

Beispiel Walten/Wans

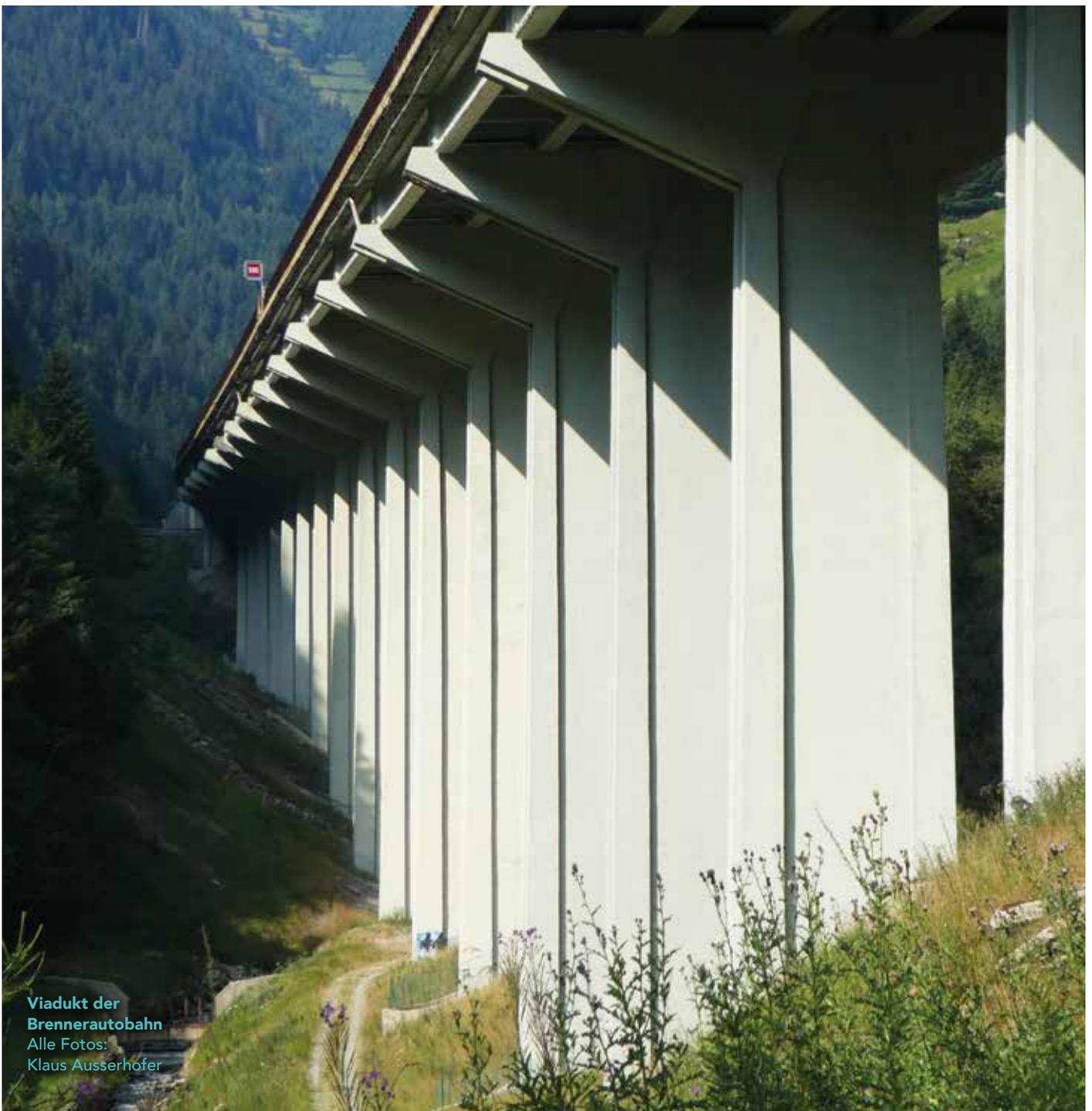
Mag der Zeitgeist das Ansehen Nepomuks großteils fortgefegt haben, so lebt sein frommes Andenken als liebe Gewohnheit doch noch mancherorts fort. Besonders kurios tut es dies am Fuße des Jaufenpasses, bei der Prozession von Walten zum Weiler Wans. Das Besondere daran ist, dass die Statue des hl. Nepomuk nicht von Anfang an dabei ist, sondern unterwegs erst „aufgeklaut“ wird. Genauer gesagt wird sie unterwegs von einer künstlichen Insel bzw. einer Steinplatte mitten im Waltner Bach über Bretter (als provisorische Stege/Brücken) aus der Wassergefahr geborgen. Anschaulicher kann man dem Heiligen seinen Job kaum mehr vor Augen führen, meint man. Doch, so wird berichtet, in früheren Zeiten war man sogar noch theatralischer. So wurde die Statue bei Wans in den Bach geworfen und man ließ sie ein gutes Stück mitreißen, bis man sie weiter unten wieder herausfischte. Es wurde daher vermutet, dass der Ursprung des Brauchs viel älter ist als die örtliche Verehrung des Heiligen selbst – und erst auch gar nicht ihm, sondern dem traditionsreicheren hl. Nikolaus gegolten habe. Für dieses Theorie spricht, dass man im Mittelalter tatsächlich oft grob handgreiflich mit seinen Heiligen(figuren) umging, um sie gewissermaßen gefügig zu machen: dass man sie etwa schlug oder schubste, war keine Seltenheit. Das „Wässern“ eines Wasserschutzpatrons passt dazu. Für die Theorie spricht zweitens, dass die Verehrung des hl. Nikolaus im bach- bzw. flussabwärts (Passer) gelegenen Meran viele Jahrhunderte vor Nepomuk nachgewiesen ist, er daher als dessen regionaler Vorreiter zu gelten hat. Wenn das richtig ist, dann war es diesmal Nepomuk, der hier in Walten/Wans bei einem Verdrängungswettbewerb gesiegt hat. Wie lange er sich darüber allerdings noch freuen kann, ist ungewiss – als unterhaltsames Spektakel, als identitätsstiftender Brauch für die knapp 400 Einwohnerinnen und Einwohner Waltens und die nähere Umgebung mag er aber noch ein paar gute Jahre vor sich haben.

GUNTER BAKAY

Literatur:

- Abteilung Wasserwirtschaft beim Amt der Tiroler Landesregierung: Innsbruck und das Hochwasser. Geschichte und Geschichten geschrieben vom Inn. Texttafeln am Pegel Innsbruck/Inn (Arthur-Haidl-Promenade). Als pdf unter https://www.tirol.gv.at/fileadmin/themen/umwelt/wasserkreislauf/wasserstand/downloads/Tafeln_Inn_Io.pdf
- Bakay, Gunter: Rudi Wach's Innbrückenkreuz. Zur Geschichte einer verblassten Erregung. In: Kunst im öffentlichen Raum. Kulturberichte 2013/2014 aus Tirol und Südtirol, 111ff.
- Galerie zum Alten Ötztal (Hans Jäger, Hrsg.): Der Brückenheilige. Johannes Nepomuk im Leben und in der Kunst, Imst 2000
- Matscher, Hans: Heilige im Südtiroler Volksleben (= An der Etsch und im Gebirge, XX. Bändchen), Brixen 1961, 28f.
- Möller, Norbert (u.a.): Johannes von Nepomuk. Mitpatron des Landes Tirol. Bilder und Plastiken, Thaur 1995
- INNANNA - Projektbeschreibung auf <http://www.stadtpotenziale.at/projektarchiv/2014/innanna.html>. Auf der Homepage der Künstlerin: <http://www.urbeil.eu/pages/landart.html>. (Beides abgerufen am 15.4.2018)

Brücken, Meisterwerke der Technik und Zeichen in der Landschaft



Viadukt der
Brennerautobahn
Alle Fotos:
Klaus Ausserhofer

Konstruktion, Architektur, Ästhetik und landschaftsprägende Wirkung beispielhafter Brückenbauwerke Südtirols

Vom einfachen Baumstamm über einen kleinen Bach über die drei Holzbrücken im Unteren Eisacktal zum imposanten Steinernen Steg in Meran, von der einst höchsten Eisenbahnbrücke bei der Franzensfeste über die Viadukte der Brennerautobahn bis zu den sich schwingvoll über die Talfer schwingenden Museionbrücken: Die „Magie der Vielfalt“ Südtirols finden wir auch im Brückenbau. Die Materialien und die Technik geben dabei die Form vor: von Holz über Stein und Eisen zu Beton und Glas. Brücken gehören neben Straßen, Stützmauern und Häusern zu den essentiellen Bauten der Menschheit. Sie sind ein Symbol für das Verbindende und die Kommunikation, und zugleich Signale und Zeichen in der Landschaft. Technik und Ästhetik haben sich über die jahrtausendealte Geschichte des Brückenbaues immer ergänzt und zu großartigen Meisterwerken der Architektur und Ingenieursbaukunst geführt. Auch in Südtirol, wenn auch in einem entsprechenden Maßstab, wobei es immer wieder Impulse von Norden und Süden gab.

Brücken und Landschaft

Tiefe Schluchten und breite Flüsse sind die natürlichen Hindernisse für die von Menschen geschaffenen Straßen- oder Eisenbahnverbindungen, deren Überwindung eine intensive Auseinandersetzung mit der Natur verlangt. Viele Jahrhunderte lang war die sensible Einfügung von Brücken in die Landschaft selbstverständlich: Aus technischen Gründen baute man sie in den unbedingt notwendigen Abmessungen und Spannweiten, aus Kostengründen verwendete man vor Ort vorhandene Materialien wie Stein und Holz. Diese Brücken verschmelzen mit der Landschaft, werden Teil der Natur.

Im 19. und 20. Jahrhundert standen neue, industriell produzierte Materialien wie Gusseisen, Stahl, Beton und Spannbeton zur Verfügung, die über weite Transportwege angeliefert werden konnten. Neue Konstruktionssysteme und Berechnungsmethoden der Ingenieure erlaubten immer größere, längere, breitere und höhere Brücken, erbaut mit Materialien ohne Bezug zum Ort. Zur Entstehungszeit waren diese Brückenbauten modern, heute werden sie teilweise als störend im Landschaftsbild wahrgenommen.

Oft sind sie auch schlichtweg banal und ohne jeden gestalterischen Anspruch, wie etwa die Betonfertigteile-Straßenbrücken der 1970er/80er-Jahre, die beim Drüberfahren gar nicht mehr als Brückenbauwerk wahrgenommen werden, weder Anfang noch Ende besitzen, nicht einmal ein richtiges Brückengeländer.

In den letzten Jahren ist eine klare Trendwende festzustellen, wie neue Brückenbauten aus verschiedenen Gegenden im Alpenraum zeigen: Architektur und Konstruktion nehmen wieder einen engen Bezug zum Ort, Form und Materialien werden sorgfältig ausgewählt mit dem Ziel einer harmonischen Einfügung in die Landschaft. Diese neuen Brücken setzen Akzente, werden zu touristischen Attraktionen, dienen als Aussichtskanzeln, von denen Besucherinnen und Besucher die beklemmende Tiefe einer Schlucht erleben und ein grandioses Landschaftsbild genießen können.

Architektur und Ästhetik

Im Brückenbau war Ästhetik schon früh ein Thema, wenn man an die imposanten Viadukte der Römer denkt. Mit ihren regelmäßigen, gut proportionierten Rundbögen werden sie noch heute, zweitausend Jahre später, als schöne Bauwerke empfunden: Touristen aus aller Welt bestaunen die Brücke im spanischen Alcántara und den Aquädukt Pont du Gard in Südfrankreich als großartige Architekturen. Eine Brücke gilt als architektonisch und ästhetisch gelungen, wenn Material und Form in einem ausgewogenen Einklang stehen. Die Ableitung der Kräfte sollte ablesbar, die Dekorationen auf ein Minimum reduziert sein, wobei im Lauf der Zeit die jeweilige Entstehungsepoche und deren Baustil sowie das direkte Umfeld der Brücke stets in die Gestaltung mit einfließen. In der Kurstadt Meran kann eine Brücke zur breiten Stadtpromenade werden und mit goldenen Jugendstildekorationen glänzen, im hintersten Martelltal wäre das fehl am Platz. Dort ist die respektvolle Einfügung in die raue Hochgebirgslandschaft wichtig, kombiniert mit einer robusten Konstruktionsweise und Materialien in direktem Dialog mit der Natur; statisch bedingte Ausführungsdetails können dabei durchaus auch eine dekorative Rolle übernehmen.

Kommen Sie mit auf eine kleine Erkundungstour quer durch Südtirol, zu interessanten Brückenbauwerken aus unterschiedlichen Epochen.

Steinerne Steg in Meran, 1617

Seit mehr als vier Jahrhunderten steht diese markante Steinbogenbrücke an der schmalsten Stelle der Passer und verbindet das Meraner Stadtzentrum mit Obermais. Was viele nicht wissen: Der Steinerner Steg ist nicht nur Brücke, sondern auch Aquädukt. Unter großen steinernen Abdeckplatten wird der Stadt Trink- und Waschwasser zugeleitet. Zur Hochblüte des Meraner Kurtourismus Ende des 19. Jahrhunderts wurde die Brücke verbreitert und eingebunden in die ausgedehnte Park- und Promenadenanlage entlang der wildromantischen Passerschlucht. Der Steinerner Steg ist nicht die erste Brücke an dieser Stelle: Die älteste Erwähnung reicht ins Jahr 730 n. Chr. zurück, ab 1462 gab es einen überdachten Hohen Steg aus Holz.

Holzbrücke in Atzwang, 1818

Im walddreichen Alpenraum gibt es schon seit jeher eine hoch entwickelte Zimmermannskunst, die nicht nur imposante Dachstühle hervorbrachte, sondern auch im Brückenbau eingesetzt wurde. Eindrucksvolles Beispiel ist die überdachte Holzbrücke in Atzwang, die in der heutigen Form aus dem Jahr 1818 stammt. Sie überbrückt den Eisack mit zwei Spannfeldern auf einem massiv gemauerten Mittelpfeiler, der direkt auf einem enormen Felsen mitten im Bachbett steht. Das hölzerne Tragwerk wird vom Schindeldach, seitlichen Wandverschalungen und Abdeckbrettern auf den Streben vor den Witterungseinflüssen geschützt, einfache Schutzmaßnahmen, welche die Brücke zum „Gebäude“ machen und ihre Lebensdauer verlängern.

Bogenbrücke der Pustertaler Straße bei Niederrasen, 1847

Zwei Weltkriege hat sie überlebt und den exponentialen Anstieg des Verkehrsaufkommens, vom Pferdegespann bis zum Sattelschlepper: Die vierbogige Brücke wurde im Zuge

des Ausbaues der Pustertaler Reichsstraße errichtet, nach Plänen des berühmten Ingenieurs Alois Negrelli, Erbauer des Suezkanals. Die Brücke beweist eindrucksvoll, dass das Konstruktionssystem Bogenbrücke in Kombination mit dem Material Stein äußerst langlebig und belastbar ist. Allerdings war sie zu schmal, weshalb 2008 eine neue Beton-Stahl-Brücke errichtet werden musste. Die alte sollte abgebrochen werden, wurde jedoch dank engagierten Lokalpolitikerinnen und -politikern und Denkmalpflegerinnen und -pflegern gerettet. Die Bemühungen um die Restaurierung und Musealisierung der Negrelli-Brücke haben sich gelohnt: 2012 erhielt das Projekt den Architekturpreis „Città di Oderzo“.

Viadukt der Pustertalbahn bei der Festung Franzensfeste, 1871

Bei ihrem Bau war sie die größte und eindrucksvollste Brücke weit und breit. Anlässlich der Brückenkollaudierung vermeldete die Lokalpresse: „Nun hat auch die riesige Bahnbrücke der Franzensfeste mit der schwindelnden Höhe u. der grauenhaften Tiefe unter ihr, das imposanteste u. größte Brückenbauwerk vielleicht in ganz Europa, ihre Belastungsprobe mit Vorzug bestanden.“ Die Gitterträgerbrücke auf hohen, massiven Steinpfeilern überspannt die tiefe Schlucht östlich der Franzensfeste und wurde für die Pustertalbahn erbaut, mit einer Besonderheit: Im Kriegsfall konnte ein Spannfeld der Gitterträger in die Festung zurückgezogen und so die Bahnlinie unterbrochen werden. Der Viadukt steht auch heute noch im Dienst, nachdem um 1980 seine Stahlträger erneuert worden sind.

Eisack-Hängebrücke bei Mauls, ca. 1880

Halb verfallen und fast vergessen wurde dieses technische Kleinod 2013 unter Denkmalschutz gestellt, als älteste bekannte Hängebrücke des Landes. Errichtet wurde sie bald nach Eröffnung der Brennerbahn, als Fußgängerverbindung zwischen dem Gasthof „Blauer Hecht“ an der alten Brennerstraße und der neuen Bahnstation Mauls. Die Brückenköpfe bestehen aus schön behauenen Granitquadern mit rundbogigen Tordurchgängen. Die Brücke hatte einen Holzboden, der über Eisenstangen an zwei Stahlseilen abgehängt war. Der Zahn



Steinerne Steg in Meran



Holzbrücke in Atzwang



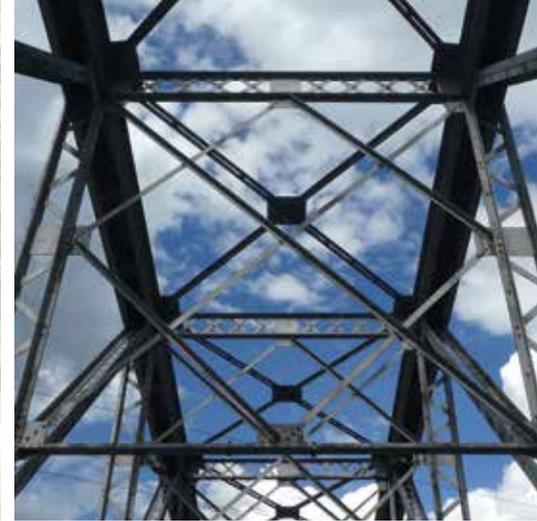
Bogenbrücke der Pustertaler Straße bei Niederrasen



Viadukt der Pustertalbahn bei der Festung Franzensfeste



Eisack-Hängebrücke bei Mauls



Bogenbrücke der Überetscherbahn bei Sigmundskron

der Zeit hat sehr an der Brücke genagt: In den nächsten Jahren soll sie restauriert und wieder begehbar gemacht werden.

Bogenbrücke der Überetscherbahn bei Sigmundskron, 1898

Wenn man das filigrane Fachwerk des eleganten Bogens dieser genieteten Eisenbrücke betrachtet, so könnte man darin fast das Werk des französischen Ingenieurs Gustave Eiffel vermuten. Die Ähnlichkeit zu seinen Konstruktionen in Frankreich und Portugal ist tatsächlich frappant, aber auch die Dauerhaftigkeit dieser formschönen genieteten Eisenbrücke, die direkt zu Füßen von Schloss Sigmundskron die breite Etsch in einem einzigen Spannfeld überbrückt, steht jenen in nichts nach. Errichtet wurde die Brücke 1898 für die Überetscherbahn. Nach Einstellung der Eisenbahnlinie dient die Brücke heute dem Radweg von Bozen ins Überetsch.

Talferbrücke zwischen Bozen und Gries, 1900

Unter Bürgermeister Julius Perathoner erlebte die Landeshauptstadt Bozen Ende des 19. Jahrhunderts einen großen Aufschwung. Zeitgleich entwickelte sich die Nachbargemeinde Gries zum Kurort europäischen Ranges. Da war die alte hölzerne Verbindungsbrücke über den damals noch ungezähmten Talferbach nicht mehr standesgemäß und wurde durch eine Eisenbrücke mit fünf Flachbögen ersetzt, die auf Steinfundamenten aufliegen. Die neue Talferbrücke ist betont groß-

städtisch-elegant, hat Eisengeländer mit Jugendstilmotiven und Aussichtskanzeln, von denen man damals wie heute das geschäftige Treiben auf der Brücke beobachten kann. Marmorsäulen mit eingemeißeltem Stadtwappen und Erbauungsjahr markieren Anfang und Ende des Brückenbauwerks und leiten mit Steinbalustraden auf die Wassermauerpromenaden über.

Postbrücke in Meran, 1909

Modern in der Konstruktion, kunstvoll in der Dekoration ist die 1909 neu errichtete Postbrücke über die Passer. Die Flachbogenbrücke verbindet die Meraner Altstadt mit dem Mäuser Villenviertel und besitzt als eine der ersten Brücken ein Tragwerk aus Eisenbeton. Die Brüstungen bestehen aus Kunststeinbalustraden in Kombination mit verspielten Eisengeländern, die mit florealen vergoldeten Dekorelementen nicht geizen. Selbst die Betonbögen unterhalb der Brücke sind mit Jugendstilformen in Gold und Mosaik verziert, ebenso die vier Pfeiler an den beiden Enden der Brücke, die das Meraner Stadtwappen in Goldmosaik tragen. Die Brücke ist Ausdruck der mondänen Eleganz der Kurstadt Meran und lädt noch heute zum beschaulichen Flanieren und Verweilen ein.

Drususbrücke in Bozen, 1931

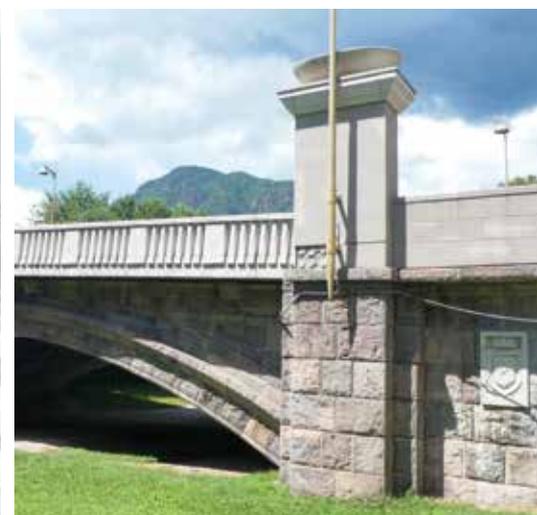
Flache Betonbögen für das Tragwerk, seitliche Verkleidung und Dekorationselemente in Stein – als Ausdruck der Macht



Talferbrücke zwischen Bozen und Gries



Postbrücke in Meran



Drususbrücke in Bozen

des neuen faschistischen Regimes. Die Drususbrücke wurde errichtet, um das Verkehrsproblem in den Griff zu bekommen durch den Bau einer zweiten Bozner Straßenachse zwischen dem Bahnhof und den neuen Stadtteilen an der Grieser Seite der Talfer. Zugleich sollte die Brücke Manifest der neuen Herrscher sein und war daher reich ausgestattet mit deren Machtsymbolen. Gleich nach Ende des Zweiten Weltkriegs wurde die Drususbrücke „entschärft“, durch Entfernung aller faschistischen Machtsymbole und der Steinbalustraden, die durch ein schlichtes Eisengeländer ersetzt wurden.

Bogenbrücke in Waidbruck, ca. 1935

In den 1930er-Jahren wurden von der italienischen Staatsstraßenverwaltung auch schlichte Straßenbrücken errichtet, als Bogenkonstruktionen in Eisenbeton. Beispiele stehen in Waidbruck und am Fuß des steil aufragenden Burgfelsens von Schloss Runkelstein. Jene bei Steg an der Brennerstaatsstraße hingegen wurde vor einigen Jahren abgerissen. Das Konstruktionsprinzip dieser Brücken ist dasselbe wie bei den eisernen Bogenbrücken des 19. Jahrhunderts, nur haben sie materialbedingt deutlich stärkere Querschnitte der Tragstruktur und ein dementsprechend massiveres Erscheinungsbild. Trotzdem achtete man auf einige Ausführungsdetails wie die Balustraden aus vorgefertigten Betonelementen.

Viadukt der Brennerautobahn, 1974

Nach dem Zweiten Weltkrieg kam der Wirtschaftsboom und der rasante Anstieg des Verkehrs zwischen Nord und Süd, sowohl im Warenaustausch als auch im Personen-Individualverkehr: Millionen deutscher Feriengäste wollten nach Italien. Da brauchte es eine Autobahn. Diese kam in den 1970er-Jahren, wobei das Teilstück durch das untere Eisacktal das technisch schwierigste war: Im engen Tal war neben dem Eisackfluss, der Staatsstraße und der Brennerbahn einfach kein Platz. Deshalb musste die Brennerautobahn auf Stelzen gestellt werden, als kilometerlanger Viadukt entlang der Bergflanken. Die schlanke Betonkonstruktion ist eine Meisterleistung der Ingenieure und Arbeiter und wirkt



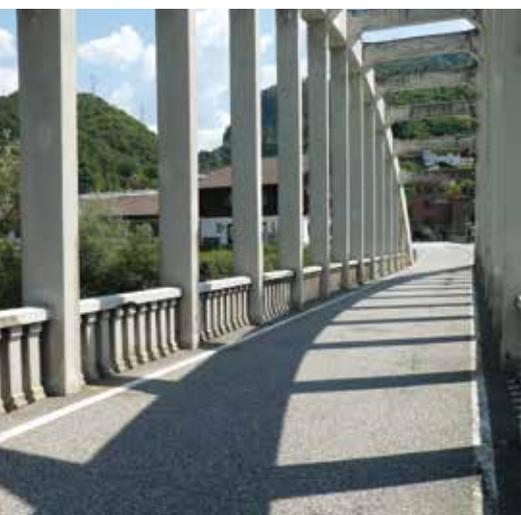
in der Landschaft wie eine Land-Art-Installation, welche die Verwendung des heute so modernen Cortenstahls um Jahrzehnte vorwegnahm.

Etschbrücke bei Pfatten, 2000

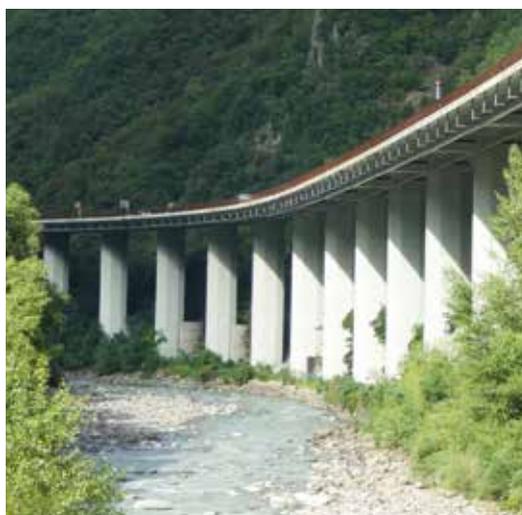
Nachts wirkt die Bogenbrücke besonders elegant: Die beiden weißen Stahlbögen ragen hoch in den nachtblauen Himmel, schräge Geländer aus glänzenden Metallstäben grenzen wie eine Schiffsreling die breiten Geh- und Fahrradwege zur dunkel träge darunter hinwegströmenden Etsch ab. Beleuchtungskörper auf dünnen Masten tauchen die Fahrbahn in ein leicht grünliches Licht. Ein Rieseninsekt mit zwei filigranen, fast senkrecht gestellten Flügeln, das auch bei Tag Präsenz in die Ebene des breiten Etschtales zeigt. Zusammengebaut wurde die Brücke an Land in einer Obstwiese, und anschließend mit einer Seilwinde an ihren Bestimmungsort manövriert, wie beim Stapellauf eines Schiffes.

Neue Straßenbrücke zum Kloster Neustift, 2010

Von Vahrn kommend war die Klosteranlage nur über eine schmale überdachte Holzbrücke zugänglich, unpassierbar für Autobusse. Deshalb war der Bau einer neuen Straßenbrücke



Bogenbrücke in Waidbruck



Viadukt der Brennerautobahn



Etschbrücke bei Pfatten



Neue und alte Straßenbrücke über den Eisack zum Kloster Neustift

unumgänglich, wobei diese in einen architektonischen Dialog mit der alten Holzbrücke treten sollte. Neben dem schlanken Betontragwerk prägen vor allem die Stahlgeländer aus Corten mit schräggestellten Lamellen das Erscheinungsbild: Von außen betrachtet wirken sie geschlossen, von innen sind sie transparent und ermöglichen Durchblicke auf den vorbeirauschenden Eisack. 2010 hat die neue Brücke beim renommierten Architekturpreis „Città di Oderzo“ eine lobende Erwähnung erhalten: Die Qualität der Konstruktion, der Bezug zur historischen Holzbrücke und die sensible Einfügung in die Landschaft haben die Jury überzeugt.

Museionbrücken in Bozen, 2008

Direkt vor dem kubischen Stahl-Glas-Bau des Museums für Moderne Kunst schwingen sich zwei Brücken kurvig-schwungvoll über die Talfer, eine für Fußgängerinnen und Fußgänger und eine für Radfahrerinnen und Radfahrer. Im Gegensatz zum strengen Kubus des Museums zeigen die schwingenden Formen der Brücken einen spielerischen Umgang mit Geometrien in der Landschaft. Die stützenlosen Stahlkonstruktionen mit Glasbrüstungen waren mit ihrer komplexen dreidimensionalen Geometrie eine echte Herausforderung für Ingenieure und Herstellerfirma: Ohne

computergestützte Planung und Fertigung wären die High-Tech-Brücken nicht realisierbar gewesen. Die Museionbrücken sind Kunstwerk und Raumsulptur, vermitteln zwischen dem historischen Stadtzentrum und der Neustadt und symbolisieren das Miteinander der sich in Bozen überschneidenden Zeiten und Kulturen.

Hängebrücke über die Plimaschlucht in Martell, 2015

Wie ein zartes Spinnennetz spannt sich die neue Fußgänger-Hängebrücke über die tiefe Schlucht des Plima-Baches, in leichtem Schwung bergaufwärts. Zwei Pylonen tragen die Stahlseile, an denen über vertikale Inox-Rundstäbe der „Laufsteg“ für die Wanderer aus braunem Cortenstahl abgehängt ist. Das Geländer ist aufgelöst in ein transparentes Stahlseilnetz mit horizontalen Aluprofilen, die wie digitale Pixel in der rauen Landschaft wirken. Eine moderne Brückenkonstruktion, die sich zurückhaltend und respektvoll in die Hochgebirgswelt des Stilfserjoch-Nationalparks einfügt. Die Hängebrücke ist eine von vier Attraktionen des neuen Erlebnisweges, der die wilde Plimaschlucht inszeniert mit Aussichtskanzeln aus Cortenstahl, von denen man eindrucksvoll die atemberaubende Tiefe der Schlucht erfahren kann.

KLAUS AUSSERHOFER



Neue Straßenbrücke zum Kloster Neustift

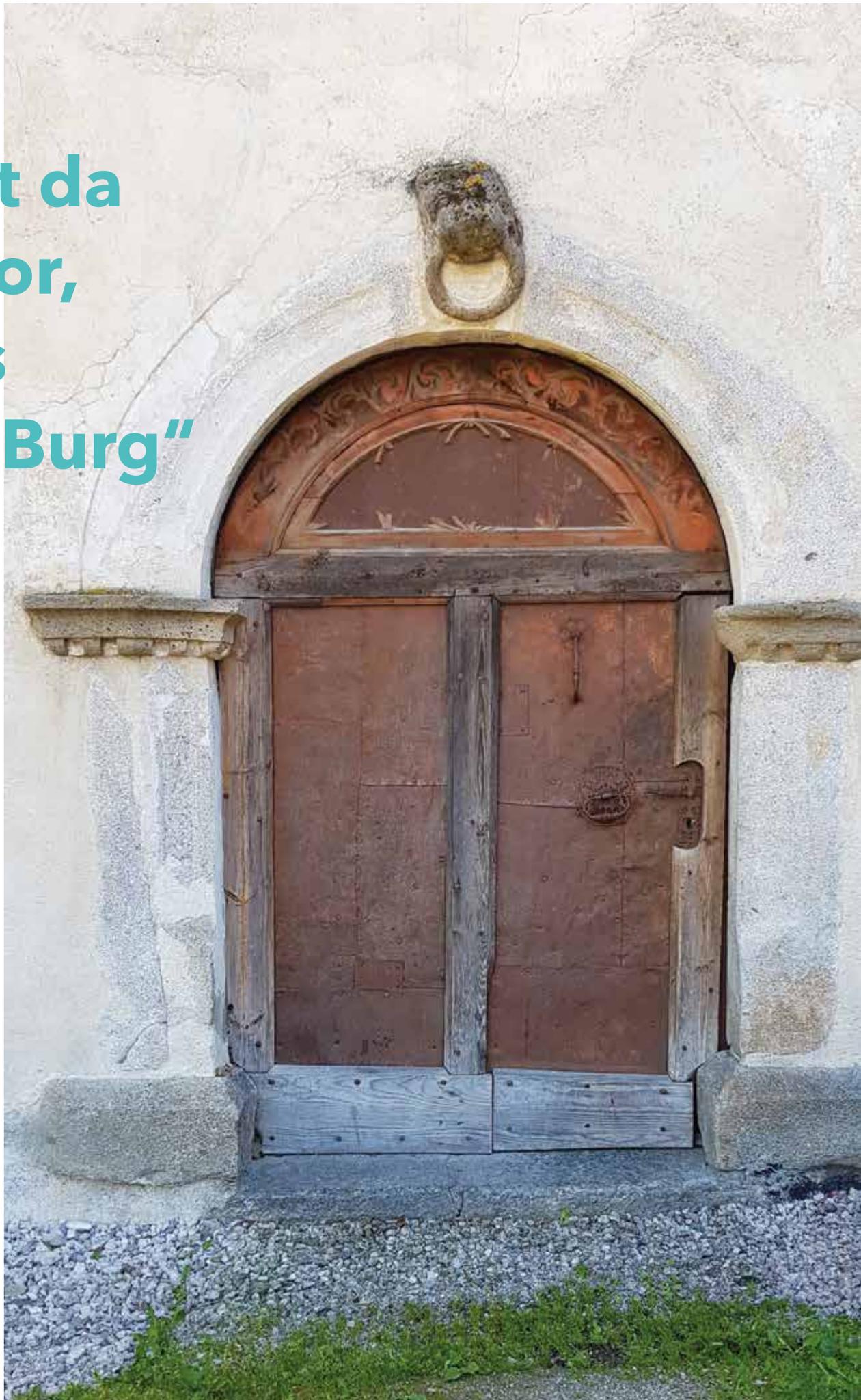


Museionbrücken in Bozen



Hängebrücke über die Plimaschlucht in Martell

„...ist da
ein Tor,
ist es
eine Burg“



Tierfratze,
hinteres Eingangstor
Ansitz Heufler
in Oberrasen
Foto: Carl Philipp von
Hohenbühel

Wenn es Mauern gibt, dann gibt es auch ein „Innerhalb“ und ein „Außerhalb“. Wenn es Türen, Tore und Portale in den Mauern gibt, dann gibt es zwar Öffnungen, aber auch einen Riegel, der das „Innen“ und das „Außen“ regelt. Wer darf hinein, wer muss draußen bleiben? Tore, Türen, Brücken und Brunnen können verbinden, sie können Nahrung geben und Durst stillen, sie können aber auch verhindern und ausgrenzen.

Beim Torvorbau der heutigen Dompfarrkirche Maria Himmelfahrt in Bozen schützen nach dem Vorbild des Dombaus von Trient zwei säulentragende Marmorlöwen das große romanische Portal. Der „leone stiloforo“ ist im Mittelalter Sinnbild königlicher Kraft. Sie gewährt hier den Zutritt zur Kirche und dem Gläubigen auch den „spirituellen“ Zugang⁽¹⁾. Die Löwen mögen aber ebenso auch an die Macht und Weisheit König Salomons erinnern, des vorbildlichen Richters des Alten Testaments. Neben der allgemeinen Funktion als architektonisches Bauteil verdeutlicht sich mit dem Tor auch tiefe Symbolik, wie wir sie aus dem 11./12. Jahrhundert von der Sacra di San Michele im Val di Susa südlich von Turin kennen, wo ein prächtiges Tor am Ende des steilen „scalone di morti“ in die Basilika führt.

Als Pforte zwischen Leben und Tod steht das Tor des Todes im Stummfilm „Der müde Tod“ von Fritz Lang aus den 20er Jahren, der vor etwa zwei Jahren im Bozner Dom gezeigt wurde, musikalisch umrahmt von einer Orgelimitation Franz Danksagmüllers. In der romantisch tragischen Filmgeschichte fordert eine junge Frau ihren verstorbenen Verlobten vom Tod zurück. Um dies zu verhandeln, muss die unglücklich Verliebte über die steile Treppe himmelwärts bis zum Tor des Todes, an dem der Sensenmann die Bedingungen für die Rettung des jungen Mannes diktiert.

Den großen Symbolwert des Tores belegen bereits biblische Texte, wie der Psalm 24,7: „Machet die Tore weit und die Türen in der Welt hoch, dass der König der Ehre einziehe!“ Welche Symbolkraft in diesem Wort zum „Tor des Himmels, das zum himmlischen Jerusalem gehört“ steckt, zeigt das achte Tor der Stadtmauer von Jerusalem, das im Osten der Stadt gelegene „Goldene Tor“. Dieses Tor, das zum Tempel führt, ist verschlossen, da das Judentum die Ankunft des Messias noch erwartet. Die Evangelien verweisen hingegen darauf, dass Jesus Christus vom Ölberg kam und zum Tempel ging, offenbar durch das dort gelegene „Goldene Tor“.

(1) Vogt, Matthias Theodor: *De favore peregrinorum, Fremdenfreundlichkeit am Wiederbeginn europäischer Staatlichkeit*, in: Ders. et alii (Hrsg.): *Der Fremde als Bereicherung (= Schriften des Collegium Pontes, Bd. 5)*, Frankfurt am Main 2010, S. 33 f.

Tür und Tor als sichtbare Grenze

Bei Öffnungen von größeren und kleineren Umfriedungen, seien es Mauern oder Zäune und Tore von Städten, Burgen, Schlössern, Ansitzen bis hin zu Häusern und Hütten, geht es um die Absicht Grenzen aufzuzeigen und diese abzusichern. Nach oben offen grenzen Tore oft nur Freiräume ab. Geschlossen, überdacht sichern Türen und Portale mehr oder weniger blickdicht den Raum.

Im „Sachsenspiegel“, eines der ältesten Rechtsbücher des deutschen Mittelalters, das im 13. Jahrhundert verschriftlicht wurde, wird das festgehalten, was eine Burg auszumachen scheint: „Zinnen und Brustwehren, Graben und Mauern, Tor und hohe Eingänge in mehrstöckigen Gebäuden“. Der Bau eines Tores zu ebener Erde wird vom König als obersten Richter bzw. seinen Vertreter ohne Auflagen gewährt, sofern der Toreingang nicht höher als kniehoch ist: „...daz man ein tor habe in deme nidersten gedame boben der erden eines knies ho“ ist. Das kniehoch angelegte „Einmannloch“ ist als architektonische Verteidigungseinrichtung auch in Tirol häufig anzutreffen. Bei großen Portalen erleichtern diese integrierten „Schlupftüren“ zudem den vereinfachten Zugang.

Im Sachsenspiegel wird im Artikel II 41 auch die Beschlagnahme von adeligem Besitz geregelt, wobei dem Tor eine zusätzliche symbolische Bedeutung zukommt. Sollte der König die Schuld nicht einlösen können, sollte ein Fronbote die Beschlagnahme des Gutes mit einem Kreuz kennzeichnen, das er auf das Tor steckt. Der gepfändete Besitz konnte dann nur noch innerhalb eines Jahres ausgelöst werden, ansonsten verfiel das Besitzrecht.

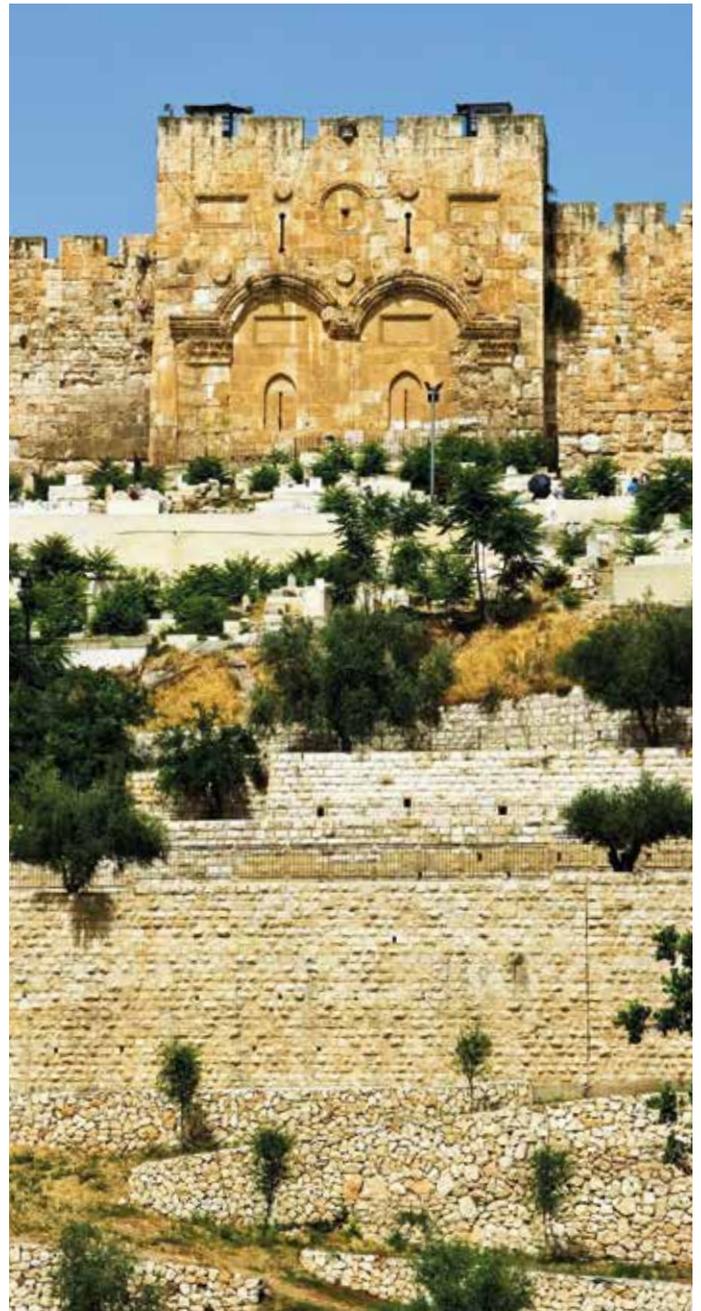
Sprechende Tore

Tore dienen auch als Vermittler von Botschaften. Nicht selten sind Hinweise zur Geschichte des Bauwerks und der Eigentümer abzulesen. Der gesellschaftliche Status sollte gleich bei Betreten des Anwesens mitgeteilt werden. Das repräsentative Erscheinungsbild großer Portale oder geschlossener Torbauten dominiert somit nicht selten die Urfunktion.

Ein schönes Beispiel dafür ist das „Fähnrichstor“ als eines der 14 Tore der Buranlage Hochosterwitz in Kärnten aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Zwei fahnen-schwingende Landsknechte in den Farben der Eigentümer und des Landes fangen vor dem Tor im Nu den Blick. Die Torumrahmung aus weißem Kalkstein und grünem Schiefer krönt ein Relief aus Marmor mit dem Jesukind. Wappensteine und Segenssprüche lassen das Tor zusätzlich sprechen. An der rechten Torbasis erinnert ein Brustrelief an eine angebliche Belagerung der Burg durch die Kärntner Herzogin Margarethe, genannt „Maultasch“, die durch Kriegslist abgewendet worden sei. Der Abwurf einer blutigen Stierhaut mit üppig eingenähten letzten Lebensmitteln soll die Tiro-



^
Stadtter mit Wurferker und Schießscharten, Glurns
 Foto: Carl Philipp von Hohenbühel



^
Goldenes Tor von Jerusalem **Burg Hochosterwitz, Fähnrichstor**
 Foto: Nikodem Nijaki Foto: Johann Jaritz
 v

Wenn es Mauern gibt, dann gibt es auch ein „Innerhalb“ und ein „Außerhalb“.





^ **Burg Hocheppan, vorne links Barbakane, Burggraben mit Brücke und Torzwinger zur Verteidigung des Burgtores**
Foto: „Die Gartenlaube“, 1885, S.476

< **Einmannloch, Trostburg**
Foto: Carl Philipp von Hohenbühel

lerin geblendet und damit zum Abzug gezwungen haben. Ähnliche Sagen sind von vielen Burgen, auch von der Burg Taufers oder von der Burg Greifenstein im Etschtal, überliefert. Letztere wird dank einer solchen Sage noch heute „Sauschloss“ genannt. Auch die sogenannten „Pechnasen“ oder „Wurferker“, die oberhalb der Tore angebracht waren, können – abgesehen von ihrer militärischen Bedeutung – auch als Kommunikationslöcher angesehen werden.

Triumphpforten und -tore verweisen auf glorreiches Wirken von Feldherren. Stadt-, Zoll- und Brückentore können tiefenräumlich geschlossen und nach oben turmartig aufgebaut sein. Sie dienten in erster Linie der Handels- und Personenkontrolle sowie der Einhebung von Passiergeldern, was sich oft bereits an ihrer Ausgestaltung gut ablesen lässt.

Tore verteidigen, brauchen aber auch Schutz

Zu den wichtigsten Wehrbauten in Tirol gehören die Toranlagen. Während meistens schon die Lage im Gebirge den größten Schutz bieten kann, schließen Burgtore die schwächsten Stellen einer Burganlage. Sie sichern den Zugang und gehören mit weiteren Bauelementen zum Verteidigungssystem. Im klassischen Volksverständnis definiert sich die Burg erst durch das Vorhandensein von Brustwehren und Zinnen, durch einen Bergfried, Mauern und eben explizit auch durch das Burgtor. Für Notker, den Deutschen (13. Jahrhundert), ist das Tor ein notwendiger Bauteil der Burg: „ist da ein Tor, ist es eine Burg“.

Das Burgtor mit Wehrauftrag bekommt zusätzlichen Schutz durch seine Integrierung in einen Torbau sowie durch Vor- und Außenwerke. Wurf- und Schießkerker über und seitlich der Tore sind bei Tiroler Burgen häufig anzutreffen. Fallgitter, ein oder mehrere Torzwinger und Zugbrücken

schreckten ab und schützten vor dem Angreifer. Diese Wehrelemente sind besonders gut an der Burg Hocheppan sichtbar. Das Burgtor wird von außen durch eine Barbakane, den Burggraben, einer Brücke und von Torzwingern und Wurferkern geschützt.

Manchmal werden sogar übersinnliche Symbole und Zeichen als Wehrelemente bei mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Verteidigungsanlagen integriert, um dem Eindringling die Abwehrbereitschaft zu erklären. Tier-symbole, Neidköpfe und Fratzen zeigen Kraft und Stärke und weisen zurecht.

Auch das Sakrale kann als Wehrelement interpretiert werden, wenn die Kapelle über der Toranlage mit sichtbarem Zeichen nach außen gebaut wurde. So befand sich in der Burg Boymont die Kapelle über dem Tor und ist durch ein kleines Rundbogenfenster erkennbar. Durch eine besondere Lage derart herausgehobenen Kapellen verliehen den im Kriegsfall extrem gefährdeten Eingängen einen erhöhten Schutz. Man erhoffte sich den göttlichen Beistand und versicherte sich der Hilfe des Schutzpatrons.

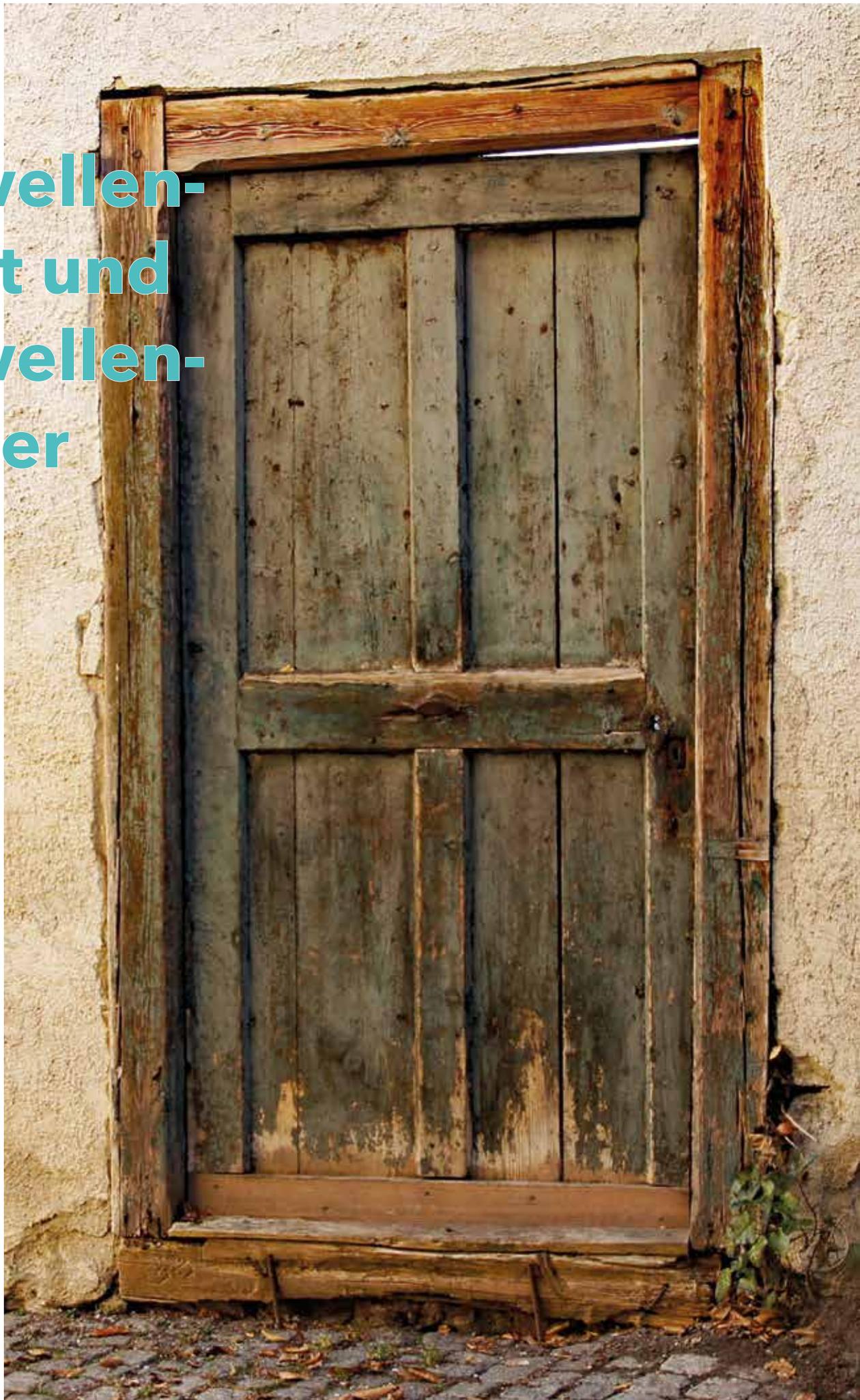
Ein Schutz von oben wird noch heute durch den Segensspruch **Christus Mansionem Benedicat** erfleht und lässt damit jede Tür und jedes Tor zu etwas Besonderem werden: einem Segenswunsch für diejenigen, die hindurchgehen.

CARL PHILIPP VON HOHENBÜHEL

Literatur:

- „Dem Feind zum Trutz“. Wehrelemente an mittelalterlichen Burgen, Reihe B: Schriften, Band 14, Deutsche Burgenvereinigung e.V., Braubach 2015
- Antonow, Alexander: Planung und Bau von Burgen im süddeutschen Raum. Alexander Antonow Verlag, Frankfurt am Main 1983

Schwellen- angst und Schwellen- zauber



Einige Gedanken zum bedeutenden Schritt über die (Tür-)Schwelle

Die Eigenschaft der (Tür-)Schwelle als Grenze zwischen innen und außen bzw. Übergang von einem Bereich in einen anderen in sowohl wörtlicher wie übertragener Bedeutung erklärt an sich schon die zahlreichen Vorstellungen und Praktiken, die sich daran knüpfen.

Beginnen wir bei der Schwellenangst, die in der gegenwärtigen Psychologie eine Unsicherheit gegenüber Neuem, Unvertrautem bezeichnet. Sie soll sowohl Ausgangs- als auch Endpunkt einiger Überlegungen zu einem zwar vordergründig unscheinbaren, jedoch in der Menschheitsgeschichte äußerst bedeutsamen Bestandteil der Behausung sein.

Das Gesetz und die Schwelle

Die Schwelle war ein zentraler Ort für Riten und Zaubehandlungen, aber auch für Rechtsgeschäfte. In den österreichischen Weistümern kommen immer wieder Bestimmungen vor, die in Zusammenhang mit der Schwelle stehen. So musste ein Störer des Hausfriedens so viele Male seine Buße zahlen, als er über die Schwelle gelaufen war. Lange Zeit war es üblich, dass der Priester ein Brautpaar an der Kirchentüre abholte, nach dem Ehemillen fragte und zum Teil auch dort den Ringtausch und das symbolische Ineinanderlegen der Hände als Akt der unverbrüchlichen Verbindung durchführte.

Wohnort Schwelle

Die Schwelle galt in einigen Gegenden Europas als Aufenthaltsort von armen Seelen oder Geisterwesen. In Oberfranken war es daher untersagt, beim Betreten eines neuen Hauses den Fuß auf die Schwelle zu setzen, da dies den darunter wohnenden Seelen weh tue. Das Sitzen auf der Schwelle sollte man ebenfalls unterlassen, um nicht von den darunter lebenden Geistern geplagt zu werden.

Beim Abbruch eines Hauses ließ man häufig die Schwelle am ursprünglichen Ort, um Geister und arme Seelen nicht ins neue Haus mitzunehmen.

Die Schwelle als Opfer- und Schutzbereich

Als Opfer- und Schutzzort erlangte die Schwelle große Bedeutung. Bei Abrissen alter Häuser fanden sich Hühnereier, Münzen (Benediktuspennige), Tiere bzw. Tiererteile, Hufeisen, Schutzbriefe oder Schutzsegen. In einigen Gegenden war es üblich, über der Schwelle eines neu erbauten Hauses ein Tier zu schlachten oder wenigstens einige Tropfen seines Blutes auf die Schwelle zu streichen, um Unheil abzuwehren.

Bei Viehseuchen vergrub man Teile der erkrankten Tiere unter der Schwelle der Stalltür. Auch tot geborene Tiere fanden oftmals ihren letzten Platz unter der Schwelle des





Stalles, um ähnliches Unglück abzuwehren – ob als Abwehrzauber oder Opfergabe gedacht, kann nicht eindeutig festgemacht werden. Anzunehmen ist, dass wohl mehrere Vorstellungen Pate für diese Handlungen standen, wie es im Volksglauben häufig der Fall ist.

Nicht nur im Candomblé Brasiliens setzt man auf schwarze Hähne als Opfer- und Zaubertiere. Der folgende Schutzzauber zur Abwehr von Krankheiten ist aus dem Tirol des 18. Jahrhunderts überliefert: Kopf, Herz und Fuß eines kohlschwarzen Hahnes, in einem dicht verschlossenen Topf unter der Türschwelle vergraben, soll die Hausbewohnerinnen und -bewohner vor Krankheiten schützen.

Rites de passage auf der Schwelle

Wie schon der Begriff „Schwellenangst“ andeutet, spielte die Schwelle vor allem bei den Rites de passage, den Übergangsriten von einer Lebensphase in die andere, eine große Rolle. In Zeiten der Trennung von einem alten und Eintritt in einen neuen Abschnitt des menschlichen Daseins glaubte man den Menschen in besonderer Weise ungeschützt und bösen Mächten ausgesetzt. Es galt, mittels der Übergangsriten Schutz und Sicherheit beim Schritt über eine Lebensschwelle zu bieten.

Eine Wöchnerin sollte so vor einem bestimmten Zeitpunkt nicht über die Schwelle treten, da sonst etwas Böses über sie komme. Diese Bestimmung diente neben aller numinosen Vorstellungen wohl (wenn auch nicht vordergründig) dem Schutz der Frau, der dadurch eine Zeit leidlicher Ruhe im Haus ohne harte Arbeit im Stall oder auf dem Feld gönnt war.

Der Brauch, eine Braut über die Schwelle ihres neuen Heims zu tragen, entstammt derselben Denkweise. Ob man sie dadurch vor den unter der Schwelle wohnenden Geistern schützen wollte oder davor bewahren, an der Schwelle zu stolpern, was als Unglückszeichen gewertet wurde, ist unklar, für die Darstellung des Stellenwertes der Schwelle als „zauberischen Ort“ jedoch weniger wichtig. Wenn ein Verstorbener im Sarg das Haus verließ, sollte man den Sarg auf der Schwelle drei Mal abstellen oder durch Hin- und Herschwenken des Sarges ein Kreuz über der Schwelle zeichnen. Auch hier gab es mehrere Erklärungen für diese Handlung: Der Verstorbene sollte nicht als gefährlicher Widergänger ins Haus zurückkehren, der Tote hatte im Haus kein Recht mehr oder der Segen des Toten sollte im Haus bleiben. Für jeden war etwas dabei.

Die Schwelle zwischen Schaden und Liebe

Bereits im Altertum war es verbreitete Meinung, durch Vergraben verschiedener Dinge unter der Schwelle seinen Feinden Schaden antun zu können. Eine herausragende Rolle spielten in diesem Zusammenhang menschliche Zaubermittel, wie Haare, Blut oder Nägel: „Vergräbt man das Haar eines Menschen unter der Schwelle, muss er sterben, sobald er darübersteigt.“ Bis ins 20. Jahrhundert wurde daher ausfrisiertes Haar sofort ins Herdfeuer geworfen, damit niemand Gelegenheit bekam, damit Unfug zu stiften.

1521 kam es zur Hinrichtung einer Berner Bürgerin, die gestanden hatte, Totengebein, das sie unter einem Galgen aufgelesen hatte, mit Menschenhaar gebunden und unter der Schwelle vergraben zu haben. Dadurch seien eine Frau unfruchtbar, ein Mann impotent und sechs Hengste störrisch geworden.

Mit dieser Art des Schadenzaubers befasste sich auch der Leibarzt von Kaiser Maximilian II. in seinem Buch „Heylung zauberischer Schäden“. Ein ganzes Kapitel widmete er den unter der Schwelle verborgenen Gegenständen.

„Etliche nehmen ein Wachsbild, formiren das wie einen Menschen, schlagen einen Nagel, Nadel oder Schlehendornspitze, auch wohl spitze Pflöckchen von Eichenholz in dasselbe und alle Glieder, und grabens einem unter die Schwelle, darüber er immer ein- und ausgehen muß, so empfindet er alsofort große Schmerzen, und wo ihm nicht bald geholfen wird, so schlagen die Schmerzen nicht allein einwärts, sondern es kommen auch wohl alle Glieder zum Schwären, daß der Mensch erbärmlich daliegen muß.“

Unter der Schwelle verborgene Zaubermittel, vor allem menschliche Bestandteile, standen häufig in Zusammenhang mit unerfüllter oder enttäuschter Liebe. Während des Innsbrucker Hexenprozesses im Jahr 1485 wurde in Innsbruck im Zuge einer Auseinandersetzung zwischen zwei Frauen um einen Mann unter der Türschwelle einer der beiden Frauen eine Wachspuppe gefunden, die mit zwei Nadeln durchbohrt war – eine von der Brust in Richtung linke Schulter, die zweite von der Brust gegen den Rücken – genau an diesen Stellen gab die bezauberte Frau starke Schmerzen an.

Auf diese verwerfliche Methode des Schadenzaubers weist auch Heinrich Institoris im Malleus maleficarum (Hexenhammer) hin: „Bisweilen legen sie (die Hexen, Anm.) Wachsbilder, manchmal auch aromatische Kräuter unter die Altardecke, und verbergen sie dann unter der Schwelle des Hauses, damit, wer darübergeht, behext werde.“

Die Schwelle und der Drudenfuß

Um aller Schadenzauberei im Bereich der Schwelle entgegenzuwirken, sollte es helfen, die Dinge auszugraben und zu verbrennen oder erneut an einem anderen, unschädlichen Ort zu vergraben.

Die Schwelle und der Drudenfuß

Ebensolche Wirksamkeit maß man auf der Schwelle angebrachten magischen/religiösen Symbolen zu, die zudem der Abwehr dämonischer Mächte dienten.



← **Puppenzauber**
Foto: Andrea Aschauer



∧ **Pentagramme de Faust aus Lévi, Éliphas: Dogme et rituel de la haute magie. Paris 1861**

Dies versuchte auch Goethes Dr. Faust, indem er einen Drudenfuß auf seine Schwelle zeichnete, um Mephistopheles am Eindringen zu hindern. Wie wichtig die präzise und fehlerlose Ausführung magischer Praktiken war, machte ihm Mephistopheles, der trotz Drudenfuß auf der Schwelle plötzlich in Doktor Fausts Studierzimmer stand, klar:

**„Beschau es recht! es ist nicht gut gezogen:
Der eine Winkel, der nach außen zu,
Ist, wie du siehst, ein wenig offen.“**

Um also der Schwellenangst zu entkommen, scheint ein wenig Zauberei nicht auszureichen. Die Schwelle pocht auf ihre Bedeutung im menschlichen Dasein und gibt sich nur mit Zuverlässigkeit und Präzision zufrieden. Man achte darauf, beim nächsten Anbringen eines Pentagramms auf der heimischen Schwelle, die Winkel nur ja zu schließen. Die Schwellenangst wird es danken.

ANDREA ASCHAUER

Literatur:

- Ammann, Hartmann: Der Innsbrucker Hexenprozess von 1485. Ferd. Zeitschrift, III. Folge, 34. Heft. Innsbruck 1890
- Bächtold-Stäubli, Hanns (Hrsg.): Handwörterbuch des Deutschen Aberglaubens. Bd. 1-10. Berlin 1927-1942
- Goethe, Johann Wolfgang von: Faust. Der Tragödie erster Teil. Stuttgart 1986
- Kiesewetter, Carl: Faust in der Geschichte und Tradition. Mit besonderer Berücksichtigung des occulten Phänomenalismus und des mittelalterlichen Zauberesens. Leipzig 1893
- Rochholz, Ernst Ludwig: Altdeutsches Bürgerleben. Berlin 1867
- Sprenger, Jakob u. INSTITORIS, Heinrich: Der Hexenhammer. 1487. Einleitung und Übersetzung von J.W.R. Schmidt. Reprint der Originalausgabe von 1937/38. Leipzig 1998

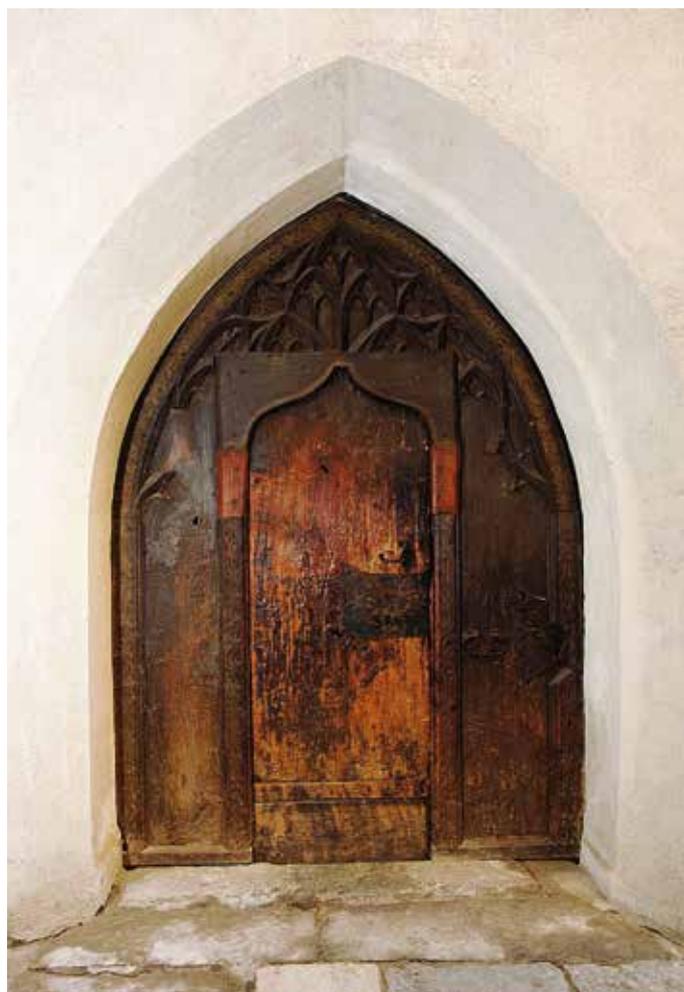
Türen und Tore - ein historischer Überblick

Geht man mit aufmerksamem Auge durch die Südtiroler Städte und Dörfer fällt auf, wie zahlreich sich historische Türen und Tore in mannigfaltigen Formen und Stilen und aus allen Epochen seit der Gotik erhalten haben. Die Tür und das Tor mit ihrer/seiner Schwelle dienen als Grenzlinie zwischen Privatsphäre und öffentlichem Leben. Lässt das Tor noch in einen halböffentlichen Hofbereich ein, dient, seit es gebaute Häuser gibt, spätestens das Türblatt der Haustür als Schranke und Schutz der Privatsphäre. Es bietet Schutz sowohl vor der Witterung und vor wilden Tieren als auch vor Feinden. Neben der Schutzfunktion darf man nicht die repräsentative Aufgabe der Türen und Tore als Visitenkarte des Hauses und damit Zurschaustellung der gesellschaftlichen und sozialen Position der Hausherrin oder des Hausherrn vergessen. Dieser Wunsch der Auftraggeber nach Repräsentation führte zu zahlreichen gestalterischen Lösungen, die sich an den zeitgenössisch aktuellen Stilformen orientierten und für uns heute einen ungeheuren Reichtum an Türblättern darstellen. Im Laufe der Geschichte wurde sowohl die technisch-konstruktive Ausformung als auch die ästhetisch-stilistische Gestaltung in vielfältiger Weise weiterentwickelt. Die Tür war früher, im Gegensatz zur heutigen industriell hergestellten Sicherheitstür, ein Produkt individueller Handwerkskunst, die uns Gesprächig über Hersteller und Auftraggeber erzählt, und die es darum zu erhalten und zu schützen gilt.

Historischer Überblick

Die ersten Türen waren noch rahmenlose Konstruktionen und direkt am Stein oder an der hölzernen Wandkonstruktion angeschlagen. Erst später wird der Türrahmen zur selbstständigen und aufwändig in Holz oder Stein gestalteten Einfassung der Tür. Drei Entwicklungsstufen prägen die Handwerkstechnik der Türherstellung: einfache Latten- oder Brettertür später mit Aufdoppelungen, Rahmenkonstruktion mit Füllung und die Schalenbauweise der modernen Tür.

Die einfache Latten- oder Brettertür – die älteste Türblattkonstruktion – wird für Wirtschaftsgebäude und Stallgebäude noch heute verwendet und die gewünschte Breite durch Gratleisten und Langbänder konstruktiv ermöglicht. Für repräsentativere Türeingänge wurde die Brettertür bereits in der Gotik aufgedoppelt und unterschiedlich ornamental gestaltet. Die Aufdoppelung diente der konstruktiven Verstärkung und Winddichtigkeit der Tür.



Gotisches ornamental aufgedoppeltes Tor mit Türschilder in Beilform, Türdrücker, Türsturz mit Eselsrücken später aufgehört (Sterzing, Jöchlstuern)

Alle Fotos: Fotoarchiv des Amtes für Bau- und Kunstdenkmäler

Gotische Tür mit dekorativen Langbändern, Türschild in Beilform, Türzieher (Freienfeld, Reifenstein)

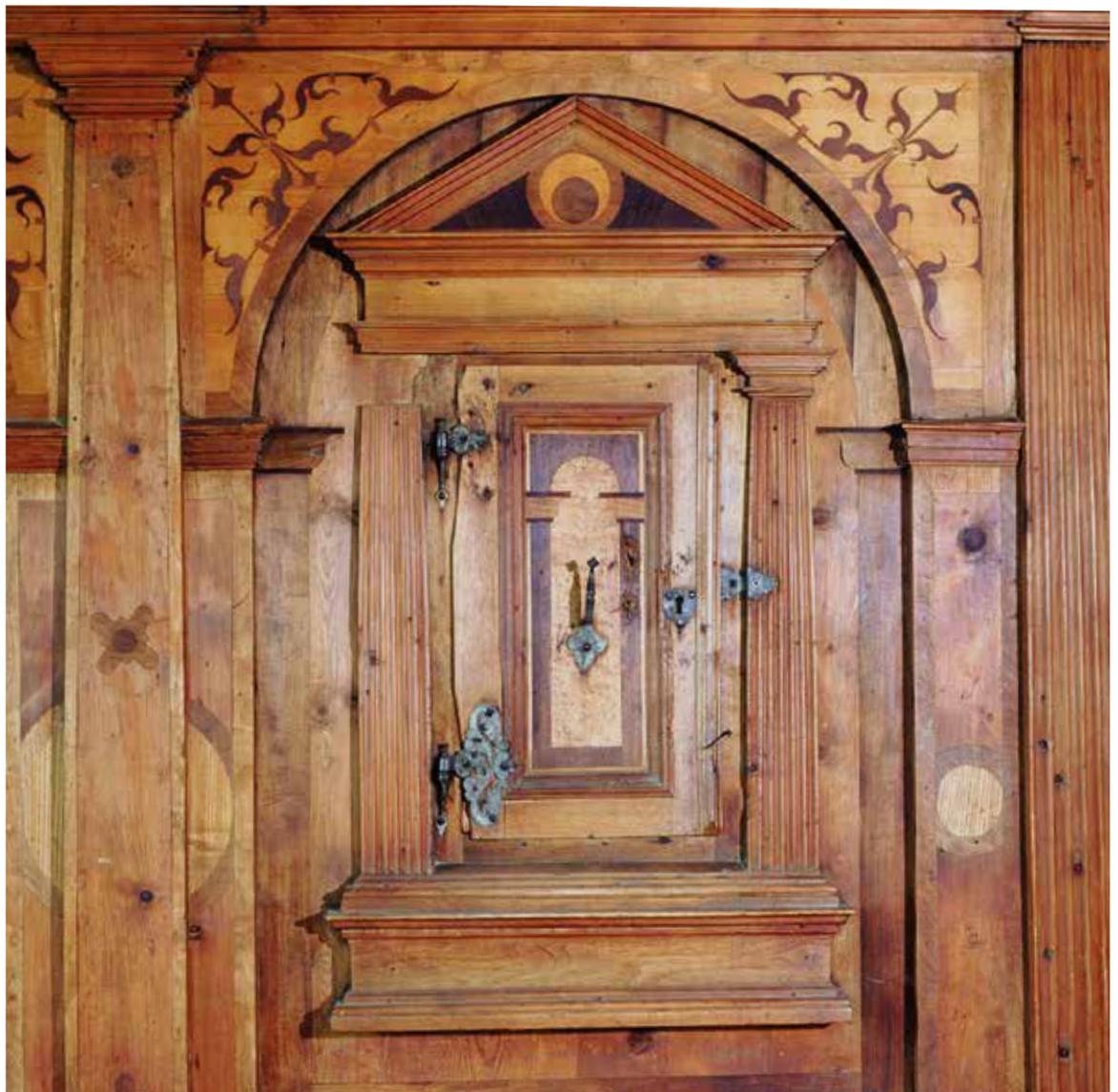
Die Tür und das Tor mit ihrer/seiner Schwelle dienen als Grenzlinie zwischen Privatsphäre und öffentlichem Leben.





^ **Gotisches Türschild in Beilform mit Schlüsselführung und ringförmiger Türzieher** (Sterzing, Jöchlsturn)

^ **Gotische Brettertür, Türschild mit Schlüsselführung, Türzieher, Langbänder** (Meran, Landesfürstliche Burg)



Renaissance Wand-schranktürchen mit Intarsien, S-Beschlägen, Türzieher flankiert von kannelierten Pilastern (Schloss Goldrain)



Intarsierte Rahmenfüllungstüren mit aufwendig gestalteter Türrahmung und Supraporte, Schloss, 1581 (Feldthurns, Schloss Velthurns)

Der nächste Entwicklungsschritt war jener zur Rahmenfüllungstür, die aus einer Rahmenkonstruktion mit umlaufenden Friesen und eingesetzter Füllung besteht und bis zur Einführung von Türen in Schalenbauweise in den 1950er-Jahren weiterverwendet wurde. Die Füllungsaufteilung ermöglicht eine genauere zeitliche Zuordnung der Tür, die seit der Renaissance bestehenden zwei Füllungen gehen ab dem frühen 19. Jahrhundert über zu vielfältigen Füllungsteilungen.

Die älteste Methode, die Tür zu öffnen und zu schließen, ist die Drehzapfentür. Ein direkt an die Tür angearbeiteter Holzapfen wird unten und oben mittels eines entsprechend ausgearbeiteten Werksteins oder Holzes in der Führung

gehalten und die Tür kann dadurch gedreht werden. Dafür sind keine Beschläge notwendig. Bald werden aber Metall-elemente zum Anschlagen der Drehflügeltüren an den Stock verwendet und bilden einen wichtigen technischen Bestandteil derselben.

In der Gotik werden die einfachen oder aufgedoppelten, mit Flachschnitzerei verzierten Brettertüren mit Langbändern an den in der Mauer oder Holzsteher verankerten Kloben angebunden. Diese können aufwändig gestaltet und über die gesamte Tür geführt werden. Das charakteristische Türschild in Beilform mit zum Schlüsselloch führender ornamentaler Metallführung (damit man auch in der nicht elektrisch erleuchteten Nacht das Schlüsselloch findet), der Türdrücker,



⤴ **Klassizistisches glattes Türblatt, mit Fitschenbändern und kleinem Kastenschloss**
(Kaltern, Ringberg)

mit dem der Riegel aus der Verankerung gehoben wird und nicht etwa die Tür gezogen werden soll, und der dafür vorgesehenen Türzieher vervollständigen die gotische Tür.

In der Renaissance werden die Langbänder für die neue Rahmenfüllungstür geteilt, aufgebogen, damit sie lediglich am Rahmen appliziert werden können, und mit vielerlei Dornen und Ziselierungen versehen. Die S-Bänder werden mittels einer Banderole auf die Stützkloben aufgesetzt. Die Schlösser erhalten eine Dreipassform.

Die barocken Türen werden entsprechend des neuen Gestaltungswillens aber auf Basis derselben Technik als Rahmenfüllungstüren mit Kurzbändern und Schuppenbändern in barocken üppigen Formen gestaltet. Die strenge symmetrische Form der Füllungen wird durch die Ornamentik aufzulösen versucht.

Der Klassizismus bringt auch technische Neuerungen und führt das Fitschenband aus Frankreich in Südtirol ein. Das Wort ist eine deutsche Verballhornung des französischen Wortes „afficher“ für anschlagen. Mit diesem Einstemmband, dem kleineren Kastenschloss und dem kleinen runden Türzieher reduzieren sich die sichtbaren Beschläge auf ein elegantes, dem Zeitgeist entsprechendes Minimum. Die



⤴ **Neoklassizistische zweiflügelige Tür mit rundbogigem Oberlicht, aufgedoppelt, 1882-1885**
(Bozen, Palais Widmann)

Aufdoppelungen werden weiterhin für die Eingangstüren und Tore verwendet.

Im Historismus hingegen schöpfen die Handwerker aufgrund von Vorlagenbüchern aus der Vielfalt der vergangenen Stilformen und generieren eigenwillige Neuschöpfungen, indem Formen aus unterschiedlichen Zeitepochen gemischt werden. Die Beschläge werden im Katalog bestellt und sind nur mehr in Ausnahmefällen geschmiedet.

Die Moderne geht den Weg zurück zu einfachen, schnörkellosen, geometrischen Türen, Beschlägen und Türdrücker ohne Ornamentik.

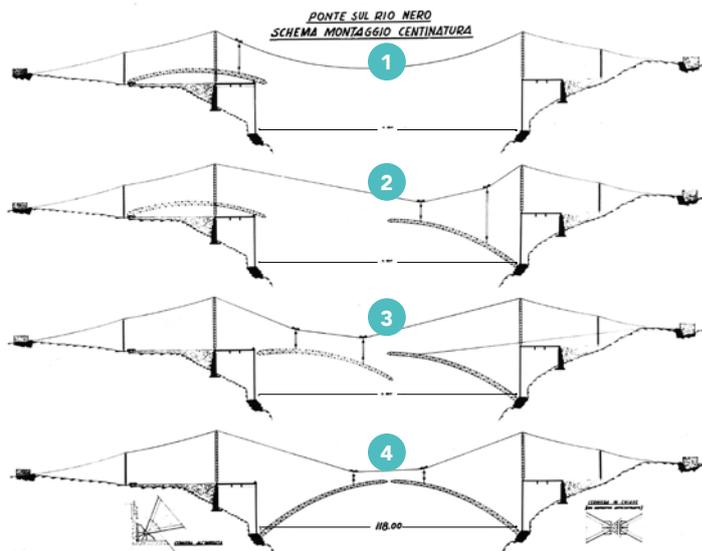
HEIDRUN SCHROFFENEGGER

Landschaft und Brücken

Wie das Netz einer Spinne spannten sich die Kabel einer Drahtseilbahn über die Schlucht des Schwarzenbachs. Das war der Anfang der Aldeiner Brücke, ihr mit wenigen Linien skizziertes Montageschema liest sich wie ein Comic: Auf Bild 1 liegt eine Hälfte des Lehrgerüsts links bereit; mithilfe der Seilbahn wird sie über den Abgrund gezogen und am rechten Widerlager befestigt (Bild 2). Auf Bild 3 folgt die andere Hälfte des Lehrgerüsts und dann wird die erste Rippe am Scheitelpunkt zusammengesetzt (Bild 4).

Die Darstellung wirkt spielerisch, in Wirklichkeit bestehen die Rippen des Bogens aus tonnenschweren Stahlelementen. Über der tiefen Schlucht des Schwarzenbachs bilden die Talflanken aus massivem Porphyr ein sicheres Auflager.

Die Fotos aus der Bauzeit zeigen die Arbeiter beim Einschalen und Betonieren des Bogens. Auf diesem wurden vertikale Scheiben hochgezogen und darüber ein Durchlaufträger für die Fahrbahn gesetzt.



Montageschema
Lehrgerüst, 1962
Foto: Collini S.p.A.

Foto aus der Bauzeit,
1963
Foto: Collini S.p.A.

Das Ergebnis ist eine an Schlichtheit kaum zu überbietende Konstruktion aus einem einzigen Material, dem Stahlbeton. Balken und Bogen sind annähernd gleich stark, wobei sich der Bogen gegen die Auflager hin leicht verbreitert und auf diese Weise den Kräfteverlauf nachzeichnet. Insgesamt misst die Brücke 157 Meter, wovon allein der flache Bogen 120 Meter überspannt.

Auch die horizontale Trassierung trägt wesentlich zur Harmonie zwischen Bauwerk und Landschaft bei; die Brücke liegt wie ein ruhiger Horizont im schroffen Gelände. Genau diese Wirkung wollte Pacifico Pellis erreichen, als er die Aldeiner Brücke in den frühen 1960er-Jahren für das Trentiner Bauunternehmen Collini entworfen hat.

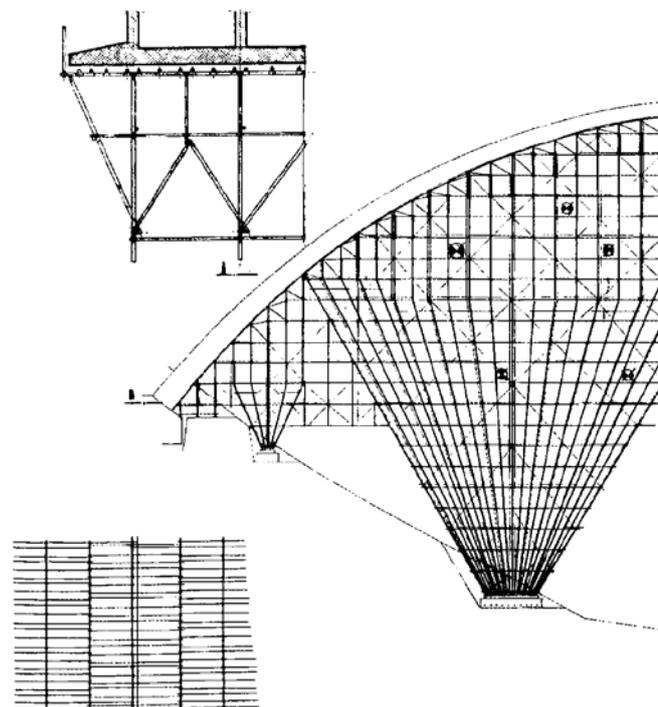


Auch die horizontale Trassierung trägt wesentlich zur Harmonie zwischen Bauwerk und Landschaft bei; die Brücke liegt wie ein ruhiger Horizont im schroffen Gelände. Genau diese Wirkung wollte Pacifico Pellis erreichen, als er die Aldeiner Brücke in den frühen 1960er-Jahren für das Trentiner Bauunternehmen Collini entworfen hat.

^ **Aldeiner Brücke, 2013**
Foto: © René Riller (Schlanders)

Etwa zur selben Zeit plante Ernesto Begher für die Landesverwaltung eine weitere Betonbogenbrücke. Mit einer Länge von 158 Metern zählt auch die Eschenlohe zu den größten Brücken Südtirols; sie verkürzt die Straße ins Ulten Tal um mehr als 500 Meter. Um den tiefen Einschnitt des Hagenbachs zu überwinden, dachte man ursprünglich an die Errichtung eines Viadukts. Geologische Untersuchungen kamen jedoch zum Ergebnis, dass eine sichere Gründung nur an den Talflanken möglich ist. Unter diesen Bedingungen wurde für einen 90 Meter weit gespannten Bogen entschieden. Im Gegensatz zur Aldeiner Brücke wurde dieser Bogen jedoch auf einem vom Talboden ausgehenden Leegerüst errichtet. Dieses ruhte auf zwei mit Sand gefüllten Kanistern, die mit Stöpseln verschlossen waren. Nach Fertigstellung der Brücke wurden die Stöpsel aus den Kanistern gezogen, der Sand floss aus und das Gerüst senkt sich leicht ab, so dass es einfach demontiert werden konnte.

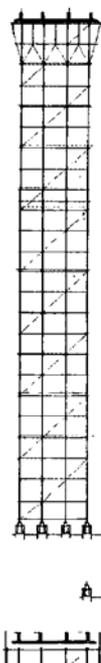
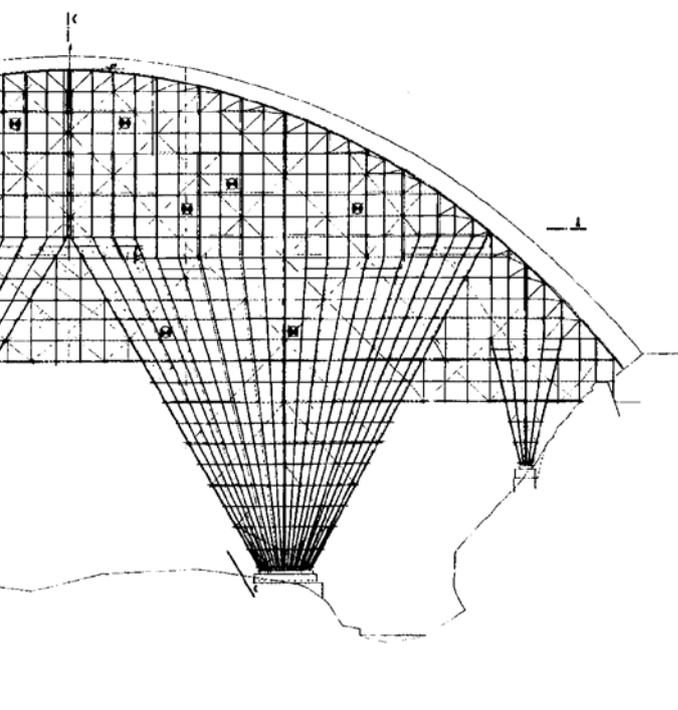
Auch bei der Eschenlohe sind alle Bauteile – Tragbalken, vertikale Rahmen und Bogen – aus demselben Material, dem Stahlbeton. So war es damals auch vom Amt für Landschaftsschutz gefordert worden, Steinverkleidungen waren ausdrücklich untersagt.





✓ **Plan des Lehrgerüsts, 1962, I.C.E.S. Bolzano**
Foto: Nachlass Ernesto Begher

∧ **Eschenlohe-Brücke, Wahrzeichen moderner Technik, St. Pankraz in Ulten, 2013**
Foto: © René Riller (Schlanders)



Bei der Einweihung im Jahr 1964 wurde die Brücke als ein Wahrzeichen moderner Technik gefeiert. Eine Ansichtskarte des Verschönerungsvereins St. Pankraz dokumentiert eine seltene Idylle: Die im Vordergrund stehenden Personen tragen Tracht und im Hintergrund zeichnen sich die Umrisse der Ruine Eschenlohe unter dem Bogen der Brücke ab. So friedlich konnten in den 1960er-Jahren Begriffe wie Tradition und Fortschritt bzw. Natur und Technik nebeneinander stehen.

Die beiden großartigen Betonbogenbrücken Aldein und Eschenlohe setzten zu ihrer Zeit einen neuen Maßstab im Brückenbau. Bei der Planung wurde nicht nur die konstruktive Lösung, sondern auch die Einbindung in die Landschaft mit Sorgfalt bedacht. So sind präzise gesetzte, materialhomogene und an Schlichtheit kaum zu übertreffende Brücken entstanden.

Diese Eigenschaften prägen seit jeher den Brückenbau. Die konstruktive Idee wurde mit verschiedenen Materialien umgesetzt, je nach dem Stand der Technik und der verfügbaren Mittel, wurde mit Holz, Stein, Stahl oder Beton gebaut. Mit jedem Material und in jeder Epoche wurden jedoch einige hervorragende Bauwerke geschaffen, die bei den Zeitgenossen Erstaunen und Bewunderung hervorriefen.



**Törggelebrücke in
Atzwang, 2013**
Foto: © René Riller
(Schlanders)

Eine solche Brücke, bei der sogar gemunkelt wurde, der Teufel habe seine Hände im Spiel gehabt, ist die Törggelebrücke bei Atzwang. Ein erster Hinweis auf die Brücke findet sich bereits in einer Urkunde von 1496 aus dem Kastelruther Kirchenarchiv. Von der Brücke führte ein Weg über St. Oswald auf die Hochebene des Schlerngebiets.

Einmalig ist, dass die 33 Meter lange Törggelebrücke den Fluss mit einem einzigen Bogenschlag überspannt. Alle anderen hölzernen Eisackbrücken ruhen auf mindestens einem Pfeiler. Ursprünglich war die Brücke als Hängewerk mit unten liegender Fahrbahn konzipiert. Da im Laufe der Jahrzehnte die Balkenköpfe an den Widerlagern abgefault waren, wurden an der Unterseite der Fahrbahn Querträger eingebaut und über Schrägbalken an den Widerlagern abgestützt. Auf diese Weise wurde die Brücke konstruktiv in ein Sprengwerk umgewandelt, was zu einer wesentlichen Erhöhung der Tragfähigkeit führte.

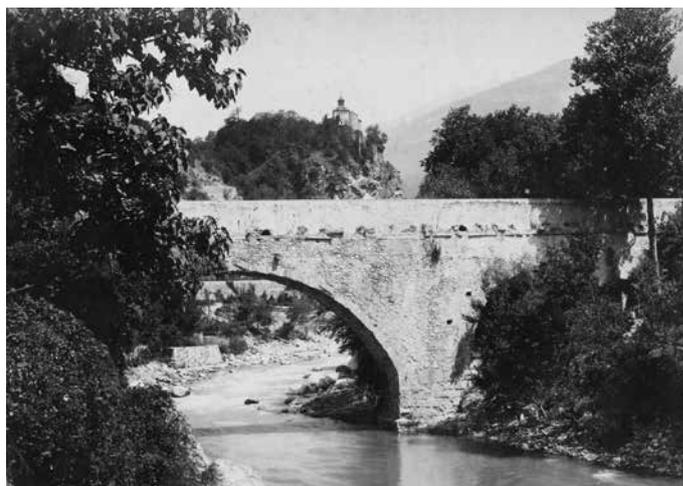
2009 wurde die mittlerweile unter Denkmalschutz stehende Törggelebrücke von Ingenieur Erich Habicher saniert: Die historische Brücke wurde soweit wie möglich erhalten, morsche Bauteile wurden nach alter Zimmermannskunst neu hergestellt und eingebaut. Das Lärchenholz kam aus dem Gemeindewald und die Abteilung für Wasserschutzbauten steuerte das Baugerüst bei. Die handwerklich anspruchsvollen Arbeiten wurden von einer Kastelruther Zimmerei ausgeführt. Noch heute beeindruckt das aus verzahnten Balken zusammengesetzte Bogensprengwerk und die Leichtigkeit, mit der die aus einem einzigen Werkstoff geformte Brücke den Fluss überspannt.

Ein schönes Beispiel für eine Steinbogenbrücke ist der Steiner Steg in Meran. Zu Beginn des 17. Jahrhunderts beschloss die Gemeinde Meran, den auffälligen Holzsteg über die Passer in der Gilf Schlucht durch eine Steinbrücke zu ersetzen. Der Brixner Maurermeister Andrä Tanner musste dem Gemeinderat neben dem Kostenvoranschlag auch ein Modell der Brücke vorlegen. So konnten in dem zwischen Gemeinde und Maurermeister abgeschlossenen Vertrag die Form und Ausführung der Brücke bereits im Detail festgehalten werden.

Die Brücke war noch im Bau, als im August 1616 ein Hochwasser das hölzerne Baugerüst mit sich riss. Tanner flüchtete daraufhin in die Schweiz und wagte sich erst im November wieder nach Brixen zurück. Schon bald kam es zu einer Aussprache mit dem Meraner Stadtrat und dieser gab Tanner eine zweite Chance: Im Jahr 1617 konnte der Steinerner Steg glücklich fertig gestellt werden.

Ein gewaltiger Mittelpfeiler aus gehauenen Steinen verbindet zwei flache Segmentbögen mit unterschiedlicher Spannweite: Der Hauptbogen auf der Küchelbergseite wurde zur Gänze, der kleine Maiser Bogen nur an den Seiten aus gehauenen Steinen errichtet.

Leider kann man den Steinernen Steg in seiner ursprünglichen Form von archaisch anmutender Schlichtheit nur

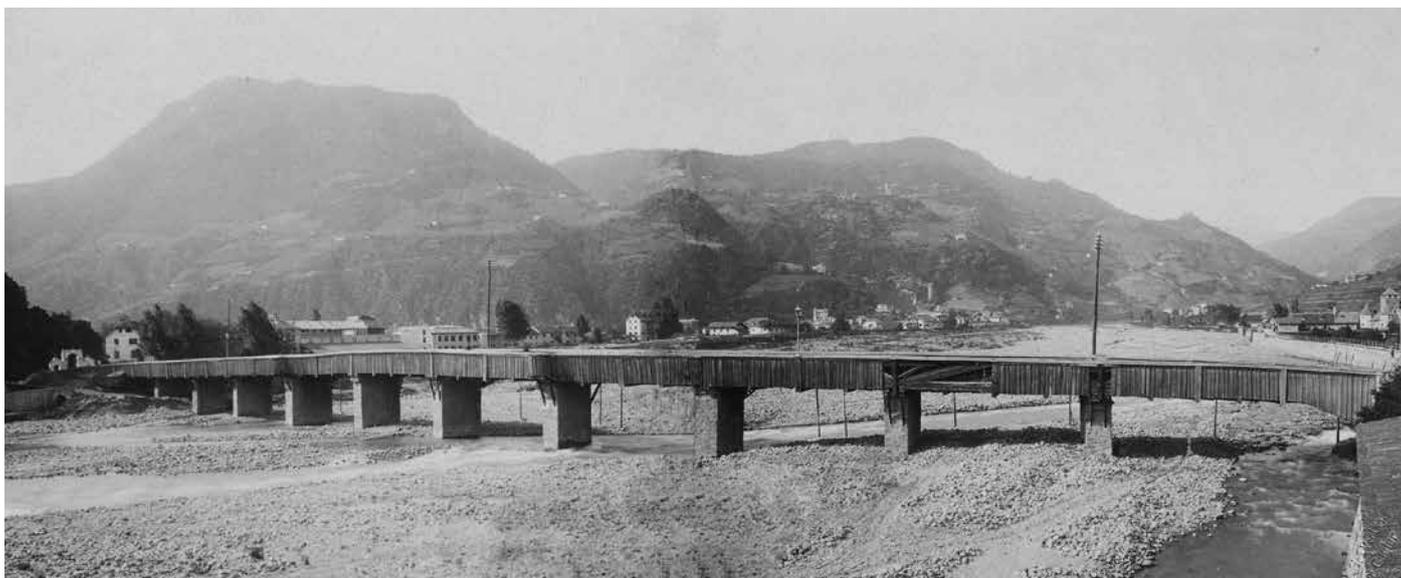


Steiner Steg in Meran vor den Verbreiterungsarbeiten, 1898
Foto: Stadtarchiv Meran



Winterpromenade in Meran, Steiner Steg, 1899-1915
Foto: Bernhard Johannes, Stadtarchiv Meran

mehr auf alten Abbildungen bewundern. Im September 1893 stellte der Obermaiser Gemeindevorstand die finanziellen Mittel für eine Verbreiterung des Steinernen Steges bereit. Die Arbeiten wurden Musch & Lun, dem namhaften Meraner Bureau für Architektur und Ingenieurbau, übertragen. An die Stelle der schlichten Brustmauer tritt nun eine Betonbrüstung auf eng gesetzten steinernen Konsolen. Kleine Aussichtsbalkone über dem Mittelpfeiler erinnern daran, dass sich Meran zu dieser Zeit bereits als Kurstadt etabliert hatte.



^ **Die alte Holzbrücke über die Talfer, vor 1899, Albuminpapier, CM 1877**
Foto: Atelier Gugler, Stadtmuseum Bozen

Das Eisenfachwerk der neuen Bozner Talferbrücke bedeutete einen enormen Fortschritt für die Verbindung der Gemeinden Bozen und Gries. Davor hatte eine von zahlreichen Stein Pfeilern getragene Holzbrücke das Bett der Talfer in einem weiten Bogen gequert. Auf einer Fotografie des Fotostudio Gugler aus dem Jahr 1899 wirkt die Konstruktion wie ein Tausendfüßler. Die am 4. November 1900 eröffnete Eisenbrücke war Teil eines umfassenden Programms der Modernisierung Bozens unter dem langjährigen Bürgermeister Julius Perathoner.

Die Brücke wurde von der Grazer Brückenbau-Anstalt und Kesselschmiede konzipiert, die um 1900 der Actien Gesellschaft R. Ph. Waagner Eisengießerei und Brückenbau-Anstalt mit Sitz in Wien eingegliedert wurde. Ein Eisenfachwerk mit drei parallel geführten Durchlaufträgern überspannt mit fünf flachen Bogen das Talferbett. Die Fahrbahn ruht auf dem Haupttragwerk, während die 2,5 Meter breiten Gehsteige an beiden Seiten auskragen. Ein zartes Schmiedeeisengeländer bildet den Abschluss.

Manch einer wird sich noch daran erinnern, dass in den 1980er-Jahren die Talferbrücke durch eine moderne, auto-

gerechte Brücke ersetzt werden sollte. Gegen diese Absicht formierte sich jedoch der Widerstand der Bevölkerung. Nach langen Diskussionen wurde 1987 im Bozner Gemeinderat die originalgetreue Sanierung der Brücke beschlossen. Die Ausführung der Arbeiten übernahm die Fa. Salc aus Padua. Durch eine mit dem Fachwerk im Verbund wirkende Stahlbetonplatte konnte auch die Tragfähigkeit mit einfachen Mitteln erhöht werden.

Die Verwendung von Eisenfachwerken im Brückenbau brachte einen Innovationsschub für viele Regionen. Welchen Fortschritt muss es bedeutet haben, als um 1900, im Zuge des Ausbaus der Straße von Meran nach Mals, sämtliche Holzbrücken im Vinschgau innerhalb weniger Jahre durch moderne Fachwerkbrücken ersetzt wurden. 1906 folgte die Eröffnung der Vinschger Bahn. Damit standen der benachteiligten Grenzregion neue Möglichkeiten der Entwicklung offen. Für die Eisenkonstruktionen wurden spezialisierte Firmen aus Wien und anderen Teilen der österreichisch-ungarischen Monarchie ins Land geholt.

v **Talferbrücke in Bozen, 2013**
Foto: © René Riller (Schlanders)



Aber nicht alle Brücken sind Meisterwerke der Technik. Vor allem die Brücken aus Betonfertigteilen, wie sie in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts in großer Anzahl errichtet wurden, haben die Landschaft zumeist missachtet und verschandelt. Deshalb soll als positives Gegenbeispiel hier abschließend die Haflinger Brücke vorgestellt werden, welche 2009 mit dem „Premio Architettura Città di Oderzo“ ausgezeichnet wurde.

Anfang der 1980er-Jahre wurde bei Hafling eine Brücke errichtet, die die tiefe Schlucht des Sinichbachs mit einem flachen Dreigelenksbogen überspannt. Von den Widerlagern ausgehend wurde das Tragwerk aus vorgespanntem Leichtbeton in freiem Vorbau errichtet. Ein minimaler Fehler in Ausführung oder Berechnung muss dazu geführt haben, dass es bereits unmittelbar nach Fertigstellung zu einer sichtbaren Absenkung des Scheitelgelenks kam. Verschiedene Sanierungsversuche verliefen erfolglos.

Ein 2005 ausgeschriebener Wettbewerb sollte das Problem dauerhaft lösen: gefordert waren die Erhöhung der

Tragfähigkeit sowie die Verbreiterung der Fahrbahn auf 10,75 Meter bei Aufrechterhaltung des Verkehrs während der Bauzeit. Das Siegerprojekt von Alois Neulichedl und Anton Obholzer schlug eine Unterspannung der Brücke vor. Fünf V-förmige, 14-18 Meter hohe Pendelstützen wurden an der Unterseite des Hohlkastens befestigt. Sie tragen acht Spannkabel, die über den Widerlagern im Bogenträger verankert sind. Die Hebung des Tragwerks war der erste und zugleich auch der kritische Schritt der Sanierung. In der Folge wurde die Fahrbahn verbreitert und eine Betonsanierung durchgeführt.

Die Wahl der Sanierungsmethode war nicht nur aus technischer Sicht eine glückliche Entscheidung, sie überzeugt vor allem durch ihre Einfügung in die Landschaft. Die Absicht der Projektanten, „ein den heutigen Anforderungen entsprechendes, funktionales und ästhetisches, zugleich aber schlichtes Bauwerk zu schaffen“, ist zweifellos aufgegangen.

SUSANNE WAIZ

Die Recherche „Landschaft und Brücken – Eine Recherche in Südtirol“, Hrsg. Susanne Waiz, mit Fotos von René Riller, ist 2013 im Folio Verlag erschienen. Auszüge daraus sind in diesem Beitrag verwendet worden.

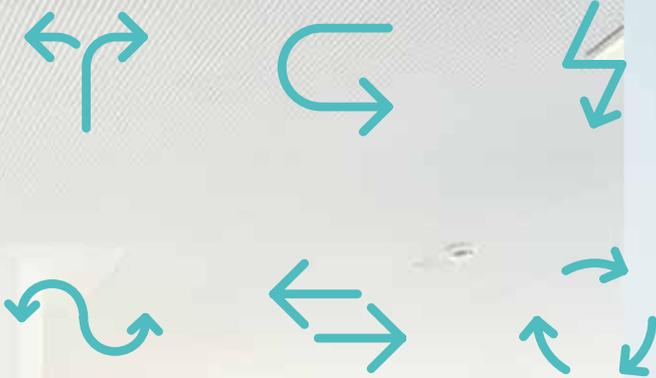
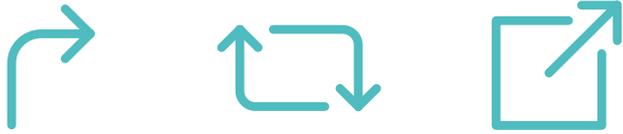


Haflinger Brücke, 2013
Foto: © René Riller (Schlanders)

Augen auf! Zur Bedeutung der Tür als Entrée des Hauses



Eingangsbereich des
Hum. Gymnasiums
„Walter von der
Vogelweide“, Bozen
Foto: Walter Niedermayr,
Archiv Abt. 11



Die Bedeutung der Tür erschließt sich aus der Baugeschichte. Seit Menschen Wände und Häuser bauen, gibt es Türen. Die Türen dienten im Altertum als Zugänge zu Umzäunungen, in denen Tiere Schutz fanden, als Abgrenzung und Befestigung, aber auch als Schutz vor Wind und Wetter bei Bauwerken sowie als Gestaltungselement für Eingänge. Sogar Bräuche und Rituale basieren oft symbolisch auf die Tür.

Erwiesenermaßen wurden Türen zu allen Zeiten als Ein- und Auslässe, aber auch als Durchgänge verwendet. Eine Tür ist nämlich nur dann sinnvoll, wenn sie beidseitig in ein Objekt übergeht und Räume verbindet oder Plätze abgrenzt. Die Tür hat im Laufe der Zeit ihre ursprüngliche Funktion nicht geändert. Sie hat sich durch den technischen Fortschritt und die Erfindung von Materialien, Zusatzfunktionen und Ausrüstungen lediglich weiterentwickelt. Aus Holz oder Metall, einflügelig oder mehrflügelig, als Schallschutz- oder Brandschutzelement hat die Tür jeweils ihre Zwecke erfüllt und wird selbst heute noch fortentwickelt.

Was verbirgt sich hinter einer Haustür?

Die Haustür öffnet sich und der Eingangsbereich breitet sich vor uns aus. Verschiedene Elemente gestalten einen Eingangsbereich: im Inneren zählen der Windfang, der Flur, die Verbindungstreppe zu weiteren Stockwerken dazu; im Außenbereich der Vorgarten, die Zugangswege und die Einfahrten.

Das Entrée spielt eine wichtige Rolle im Wohnkonzept: Es dient als Durchgangsraum zu den privateren Räumen eines Wohnhauses, wird praktisch genutzt, spiegelt aber auch den Charakter der Wohnung wider und stellt eine gestalterische Kurzfassung der gesamten Wohnung dar. Deshalb sollte gerade der Eingangsbereich einer Wohnung oder eines Hauses besonders sorgfältig geplant werden.

Ein ansprechender Eingangsbereich lädt ein, das Haus zu betreten. „Es gibt keine zweite Chance für den ersten Eindruck“, lautet ein abgenutztes, aber doch bedeutungsvolles Sprichwort. Gerade der Hauseingang wird oft als Visitenkarte des Hauses bezeichnet. Er soll einen guten Eindruck bei den Gästen erwecken, aber vielmehr soll er die Hausbewohnerinnen und Hausbewohner selbst erfreuen. Schließlich empfängt uns der Eingangsbereich täglich als erstes, wenn wir nach Hause kommen.

Es gibt keine zweite Chance für den ersten Eindruck.

Der Eingangsbereich, nicht nur ein Flur

Die Bedeutung des Eingangsbereiches hat sich in den vergangenen Jahren stark verändert, da sich das Wohnkonzept und die zur Verfügung stehenden Räumlichkeiten geändert haben. Für lange Zeit ist der Eingangsbereich von seiner Funktion als eigenständiger Raum mit hohem repräsentativen Anspruch geprägt worden. In den modernen Wohnungen hat sich aber der Flurraum wesentlich reduziert, vor allem weil die diesbezügliche Fläche kleiner geworden ist – auch aufgrund einer Kostensteigerung im Bauwesen – und sich dem entsprechend die Nutzung des Flurs verändert hat.

Die Größe des Hauses und des Flures bestimmen wesentlich die Gestaltung des Eingangsbereichs. Ist die Wohnung klein, sollte man diesen sparsam möblieren, um das Gefühl von Enge zu vermeiden. Weiße Wände weiten den Raum optisch. Eine kleine Wohnung, in der der Flur als zusätzlicher Wohnraum benötigt wird, erfordert ein speziell abgestimmtes Einrichtungskonzept. Schrankräume in Wandbreite schaffen Stauraum für Schuhe, Mäntel und dergleichen und beugen so der Gefahr der Unordnung vor. Um diesen Bereich funktionell zu gestalten, bietet sich an Einbauschränke anfertigen zu lassen, die Raumecken mit Möbeln und Regalen auszustatten oder eine Zwischendecke zu ziehen und diese als Stauraum zu nutzen. Große Wirkung erzielt man in kleinen sowie in großzügigen Flurbereichen durch Weiträumigkeit und gut durchdachte Beleuchtungseffekte. Eine angemessene und ausreichende Beleuchtung ist sorgfältig zu planen, da häufig gerade in diesem Raum wenig natürliches Licht einfällt. Im Flur oder Eingangsbereich einer Wohnung befindet sich zudem häufig eine Treppe. Eine geschickte Raumarchitektur lässt eine funktionale Durchgangszone entstehen, von der aus man alle Räumlichkeiten bequem erreicht.

Der Bezug zur Öffentlichkeit

Neben der Bedeutung der Tür innerhalb der Privatsphäre eines Wohnhauses ist die Bewertung der Tür bei öffentlichen Bauten nicht minder wichtig. Die Tür zu einem öffentlichen Gebäude zeigt sich anspruchsvoll und nimmt eine gestalterische Form an: Sie ist großzügig gebaut und lässt



oft durch Transparenteffekte das Geschehen im Inneren erblicken. Die vorher beschriebenen Erwägungen über den guten Eindruck und den einladenden Eingangsbereich gelten in diesem Fall sowieso: Im Vergleich zu Wohnhäusern ändern sich bei öffentlichen Gebäuden vor allem die Materialien, die Größenordnung der Flächen und die Nutzung der dahinterliegenden Bereiche. Die Eingangstüren von Schulen, Museen und Krankenhäusern werden meistens aus verglasten Elementen geplant und verbinden sich mit weiteren durchsichtigen Fassadenelementen, welche Durchblicke zwischen Außen und Innen ermöglichen. Der Eingangsbereich erhält somit einen hochwertigen Charakter: Lufträume, Aufenthaltsräume und Infoplätze gestalten einen Begegnungsort, der von den Besucherinnen und Besuchern genutzt und geschätzt wird. Aber wie orientiert man sich in diesen Eingangshallen? Als Hilfsmittel werden in den Eingangsbereichen Beschilderungen und Wegweiser aufgestellt, welche die wichtigsten Informationen zur Orientierung im Gebäude vermitteln. Ein gutes Beispiel dafür ist



↗ **Krankenhaus-Reha, Meran**
Beschilderung zur Orientierung im Gebäude
 Foto: Walter Niedermayr, Archiv Abt. 11

↖ **Die Gärten von Schloss Trauttmansdorff, Meran – Blick auf das gesamte Areal**
 Foto: Thomas Ohnwein, Archiv Abt. 11

der Eingangsbereich von Krankenhäusern, in dem mehrere Bereiche (Aufenthaltsräume, Infoplätzte, Treppen, Durchgänge usw.) untergebracht sind und die Funktionalität der Wegweiser durch Technologie und moderne Systeme gewährleistet wird.

Ein weiteres Thema stellt die Zugänglichkeit zu einem Gebäude dar. Öffentliche Gebäude werden barrierefrei geplant und gebaut. Das heißt, bereits die Zugangswege, Einfahrten und Durchgänge müssen nach Norm dimensioniert und ausgestattet werden. Das Erreichen eines Eingangsbereiches ist für alle, Besucherinnen und Besucher sowie Benutzerinnen und Benutzer, von großer Wichtigkeit und erlaubt die Verbindung zu weiteren Innenbereichen des Gebäudes.

Wenn die Tür eine Abgrenzung zu den dahinterliegenden Bereichen bildet, was passiert dann aber, wenn keine Tür, so wie wir sie kennen, vor uns steht, sondern andere Elemente wie Umzäunungen oder natürliche Böschungen den

Eingangsbereich abgrenzen? Eingänge zu Museen, welche in die Landschaft integriert sind, oder zu Sportanlagen, in denen Athletinnen und Athleten das Spielfeld betreten, ermöglichen einen direkten Durchblick zum Eingangsbereich, der gleichzeitig ein Gesamtbild des Gebäudes vermittelt.

Das Beispiel der Gärten von Schloss Trauttmansdorff verdeutlicht, wie die Besucherinnen und Besucher schon von außen einen Bezug zum gesamten Areal erhalten, indem sie mehrere Türen und Eingangsbereiche überwinden: Das Eingangsbäude, die Brücke und das Schlosstor führen in das Innere, welches ein völlig offenes Areal darstellt.

CARLOTTA ZAMBONATO

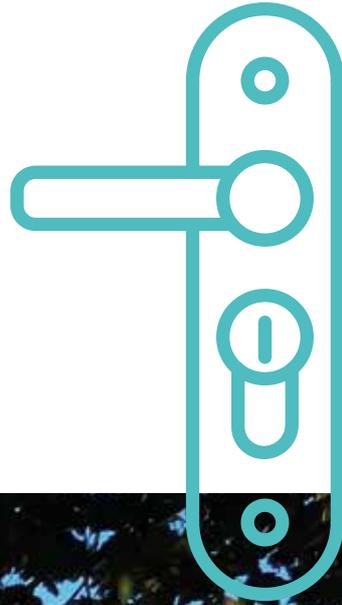
Literatur:

- Cerver, Francisco Asensio: *Modernes Wohndesign*
- Grimm, Friedrich: *Einfamilienhäuser*
- Gibbs, Jenny: *Interior Design*
- Waiz, Susanne; Hempel, Andreas: *Das Land baut*

Die Tür. Die Essenz des Eintretens, eine Betrachtungsübung

Neue Vinothek in Kaltern ... eine wichtige Öffnung, wie ein Maul eines Waals, definiert den Einblick in das Innere. Der Glasfilter enthält das leichte Türenprofil
Foto: Doris Niederjaufner





**Alle, die eine Klinke
das erste Mal in die
Hand nehmen, nehmen
eine bestimmte
Erwartungshaltung ein.**

Einem Gefühl auf der Spur

Türen können weit mehr als eine mobile Abdeckung eines Zugangs sein. Spätestens wenn man sich das Gedankenspiel leistet, diesen selben Zugang als Ausgang zu betrachten, erahnt man, dass die Tür eine Erfahrung zwischen zwei Raumqualitäten zu begleiten vermag.

Wenn wir unsere gewohnte Einstellung der Zweckmäßigkeit eine Zeit lang hinter uns lassen und uns diesem Spiel der genauen Wahrnehmung im Übergang zwischen zwei Raumqualitäten hingeben, eröffnet sich für uns eine neue Welt des Raumempfindens.

Und es zahlt sich auch aus, dieses Experiment einzugehen, unabhängig, ob wir in der Rolle des Gestalters sind, oder diejenigen sind, die den Raum erleben. Ersteren ist es ein Auftrag bewusst zu formen und Zweiteren ein Auftrag bewusst zu erleben.

So banal sich die simpelste Variante einer Allerweltstür auf Anhieb auch zeigen mag, nehmen alle, die eine Klinke das erste Mal in die Hand nehmen, eine bestimmte Erwartungshaltung ein: Man nimmt die Veränderung von Lichteinfall und Farbe auf sich und vergleicht in Sekundenschnelle – meist unbewusst – die persönliche Erwartung mit dem, was sich hinter der Tür wirklich vorfindet.

Die zentrale Frage ist, ob die Tür hält, was sie verspricht, ob eine Überraschung geglückt ist oder aber das Erlebnis uns unbeeindruckt lässt.

Spätestens jetzt dürfte uns klar sein, dass irgendeine Tür aus dem Bestellkatalog mit gutem Preis-Leistungsverhältnis, die für sich betrachtet den Geschmack des Zeitgeistes trifft, so einem Anspruch kaum nachkommt. Dafür muss nach einem ganz bestimmten Einklang zwischen der Tür und den beiden Raumqualitäten, die sie trennt, gesucht werden. Das ist eine ganz andere Dimension der Betrachtung.

Die Absicht, dem Akt des Eintretens eine besondere Note zu verleihen, hat es gewiss immer schon gegeben, aber für uns geht es darum, die Beobachtung dafür zu schärfen, was wir während des Übergangs sehen und spüren. Wir sollten es nicht selbstverständlich hinnehmen.

Dafür genügt es, sich einige Fragen zu stellen und Bilder zu vergegenwärtigen, die man im Leben tausende Male bereits unbewusst gesehen hat und diese Revue passieren zu lassen. Das Experiment beginnt:

Betrachtungshilfen

Passiert der Übergang ins Innere plötzlich wie bei einem Mäuseloch, dann könnten wir zum Beispiel eine kompakte, ehrfurcht- und respekteinflößende Betonfassade vorfinden, in die eine klare, kantige, schnörkellose Öffnung geschnitten ist, wobei die eigentliche Tür etwas hineinversetzt ist, so dass die Komposition uns von außen nur den dunklen Schattenwurf des Einschnittes erkennen lässt, der sich deutlich und gnadenlos gegenüber der abweisenden Betonwand absetzt. Vielleicht verlangt uns eine derartige Formgebung Mut und Überwindung ab, zeigt bewährten historischen Elementen gewollt die kalte Schulter und reduziert im Extremfall alles auf ein absolutes Minimum. Das ist der rätselhafte Charme der Moderne, das „Weniger ist mehr“ auf die Spitze getrieben, worüber viel geschimpft, philosophiert und diskutiert wird, aber die Modernität so unmissverständlich auf den Punkt bringt.

Anders als bei der beschriebenen „Mäuselochtechnik“ kann der Akt des Eintretens fließend geschehen und wird durch verschiedene Details und aufmerksame Akzente vor und hinter der eigentlichen Tür bewusst in die Länge gezogen. Lädt mich eine kleine Treppe und ein Vordach zum Verweilen ein oder muss ich mich durch einen Windfang arbeiten, der mich als Filter durch einen schützenden Zwischenraum schleust? Manchmal, beispielsweise in einer engen Stadtgasse, genügt es, wenn sich vor dem Eingang die Bodengestaltung leicht abwandelt, die den Impuls gibt, stehen zu bleiben und das Innehalten vor der Tür einleitet. Oder ist es ein blühender Türsteher mit farbiger Schlaufe in einem hübschen Topf gepflanzt, der uns willkommen heißt und so eine romantisch häusliche Präsenz erahnen lässt? Ein anderes Mal ist es eine mehr oder weniger prominente Türeinfassung oder der Schatten einer gekonnt gesetzten Putzkante über dem Türrahmen, der wie eine zarte Einladungsgeste wirkt.

Die Farbe der Türplatte, ob in einer Holznuance oder sonstigem chromatischen Akzent, ist sicher keine Nebensache, aber meistens ist es das Material, seine raue Textur oder aber seine abweisende Glätte, das die Eingangsatmosphäre mehrfach bestimmt.

Globaler Modernitätswille kontra individueller Ausdruckswille

Die industrielle Herstellung hat auch den Türen diesen kühlen Touch an Perfektion verpasst, der vielfach bis zur Bildschirmästhetik getrieben, von unserem eisernen Modernitätswillen zeugt. Ein Beispiel dafür sind diese Glas-Metallkombinationen mit seitlich vertikaler Griffstange, die ein wenig an eine alte



^ Privateingang im Telefonkabinenmodus ... ein minimalistisches Türenmodell in altem Stein gefasst. Die verglasten Öffnungen auf das Notwendigste reduziert: rahmenlos, wie eine Ikone auf einem Bildschirm Foto: Doris Niederjaufner

SIP-Telefonkabine oder an eine Kühlzelle einer Metzgerei erinnern. Überhaupt hat sich in der Gestaltung die Tendenz entwickelt, aus den verschiedensten Bereichen hemmungslos zu schöpfen, um Überraschung und Verwunderung zu erwirken: Sind die effektvollen Elemente einmal gefunden, werden sie aber leider bis zum Überdruß kopiert und in beliebigen Kontexten leichtfertig eingesetzt, sodass sie am Ende nur noch einen billig fahlen Geschmack hinterlassen. Die Bauhausklinik stellt so ein Zitat dar: Aus der anfänglichen schnörkellosen Eleganz wurde ein Abklatsch. Der bewusste Übergang zwischen den Raumqualitäten bleibt so auf der Strecke.

Andererseits hat dieses bereits beschriebene „hemmungslose Schöpfen aus allen Bereichen“ bei der Gestaltung von architektonischen Elementen, ob es Türen, Fenster, Fassaden oder Dachformen sind, zu einem Verwischen des Ausdrucks unserer Lebensbereiche geführt. So kann es vorkommen, dass man seine Mühe hat, auf Antrieb die Fabrikhalle von einem Wohnkomplex, einem Bürogebäude oder von einem Krankenhaus zu unterscheiden. Dieses „gestalterische Zitieren aus allen Lebensbereichen“ ist an sich nichts Schlech-



tes, im Gegenteil. Es ermöglicht uns den unbedingt notwendigen kreativen Freiraum, um unseren Vorstellungen, unseren Lebensstilen Ausdruck zu verleihen. Nur wäre es wünschenswert, dass die Wahl der Formen, Farben und Elemente sorgfältig und bewusst getroffen und auf die Sehnsüchte der Auftragsgeberin oder des Auftraggebers, zugeschnitten wird: sei es eine Privatperson, eine Gesellschaft, ein Dorf eine Stadt, eine Firma. Das schafft Identität und Lebensfreude.

Der Frage „Wie möchte ich mich fühlen, wenn ich tagtäglich über diese Schwelle gehe und mein Heim, mein Büro, meine Werkstatt, meine Praxis betrete“ sollte aus diesem Grund der gebührende Raum gewährt werden, da vielleicht – um bei unserem Beispiel zu bleiben – die Absicht nicht unbedingt immer jene ist, sich so zu fühlen wie beim Gang in die historische SIP-Telefonkabine oder in die Kühlzelle einer Metzgerei. Zumindest scheinen sich einige Branchen bewusst geworden zu sein, dass der Eingang wie eine Visitenkarte ist: Er prägt den ersten Eindruck und birgt den Zauber des Anfangs in sich, wenn man in den Raum eintritt, und den Zauber des Abschließens, wenn man austritt. Doch könnte man dieses Wissen für weit edlere Absichten einsetzen als für erfolgreiche Geschäftsabschlüsse.

Weitere Betrachtungshilfen

An die futuristisch-märchenhafte „Sesam-öffne-dich-Variante“ haben wir uns beispielsweise schon seit geraumer Zeit gewohnt: Ein Sensor registriert unsere Präsenz und wie

^ **Neue Bibliothek in Kaltern ... zuerst sticht aus der dunklen Spiegelverglasung lediglich ein rotes Profil hervor. Hat man den Eingang erreicht, ist der chromatische Dialog mit der Decke endlich ganz wahrnehmbar. Nun sind wir für den Schwarz-Rot-Eindruck im Innern eingestimmt.**

Foto: Doris Niederjaufer

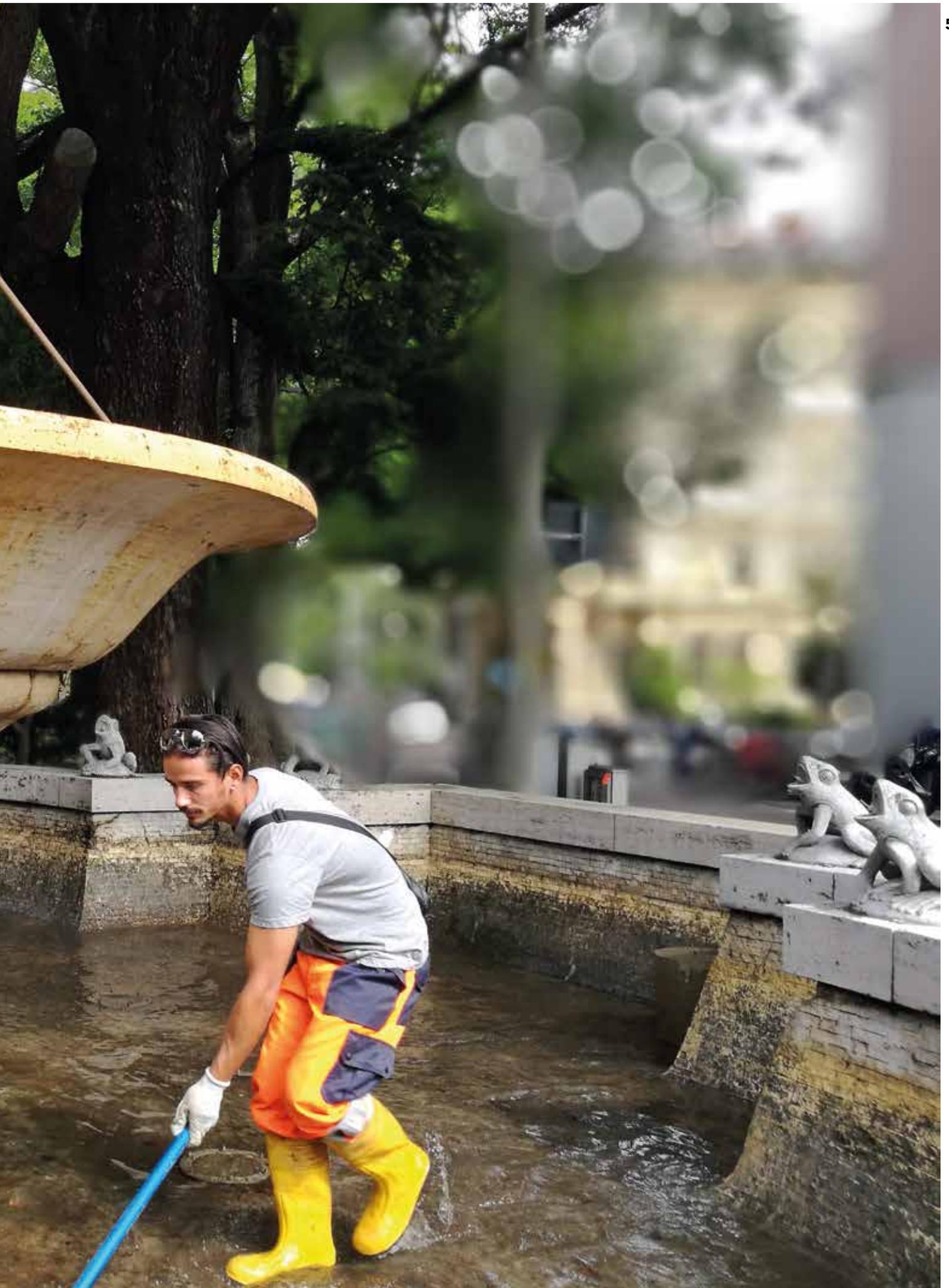
von Zauberhand verschiebt sich die gläserne Scheibe. Die Mühe des Türöffnens wird uns wohlwollend abgenommen, es schwingt in diesem magischen Geschehen ein unheimliches Unbehagen mit, beobachtet zu werden und nicht allein zu sein. Andererseits fühlen wir uns als erwarteter, gern gesehener Gast und geben, gefesselt von dieser kniffligen Technik und im Taumel dieses Gefühlsammelsuriums, der Einladung gerne nach. Die moderne Version des märchenhaften Felsentors trägt jedoch meist deutlich andere Attribute. Gläsern und leicht, fast schwebend wirkt sie und begleitet uns verführerisch in die Seifenblasen-Transparenz der modernen Fassade. Es ist schon fast ein Eindringen als ein Eintreten und das verleiht dem Moment eine verführerische Note, der wir folgen, wenn auch nicht ganz bewusst. Der gestalterische Ansatz ist hier unübersehbar der Werbung entliehen.

Jenseits der Schutzfunktion und der Funktion des Raumabtrennens kann also die Gestaltung einer Tür, ja des gesamten Ein- und Ausgangsbereiches, auf unsere tiefen emotionalen Schichten eine besondere Wirkung haben. Die Herausforderung ist, sich dieser Wirkung bewusst zu werden und bewusst auszuwählen, was uns gut tut und uns gefällt.

Alltagsgeschichten zur Problematik der Wartung von Brunnen



Der Froschbrunnen
am Bahnhofplatz
in Bozen
Foto: Ulrike Buratti



Alljährlich stellt sich der Stadtgärtnerei Bozen dasselbe Problem: mit oder ohne Blumenbeet? Diese Frage spaltet immer wieder aufs Neue die Geister. Aber wovon reden wir überhaupt? Wir reden vom Brunnen auf dem Waltherplatz und der Frage, ob der Waltherbrunnen als städtebauliches Element in der Platzmitte frei zugänglich sein muss oder ob um ihn herum ein Blumenbeet angelegt werden darf!

Wieso müssen wir von der Stadtgärtnerei uns mit dieser Frage überhaupt beschäftigen? Wir sind in Bozen für die Wartung und Reinigung sämtlicher städtischer Brunnen (Zierbrunnen sowie Trinkwasserbrunnen) auf den Plätzen und in den Grünflächen der Stadt zuständig. Zur Info noch einige Zahlen: Es gibt in Bozen 29 funktionierende Brunnen und zirka 50 Trinkwasserbrunnen. Da wir nicht über ausreichend eigenes Personal zur Betreuung dieser stattlichen Anzahl verfügen, wurde die Wartung der meisten Brunnen seit Jahren dem gemeindeeigenen Umweltbetrieb, der „Seab AG“, übertragen. Diese Brunnen werden alle zwei Wochen von Grund auf gereinigt und unter anderem vom Algenbewuchs befreit. Jährlich fallen dabei Kosten von rund 40.000 Euro an. Die außerordentlichen Wartungsarbeiten bzw. die Sanierung der Brunnen werden hingegen durch die Gemeinde selbst (Amt für Infrastrukturen) eingeplant und an spezialisierte Firmen vergeben. Die meisten anfallenden Arbeiten in den letzten Jahren waren die fachgerechte Abdichtung der Wasserbecken bzw. die Anpassung der Elektroanlagen an die gängigen Sicherheitsnormen. Auch die Motorpumpen

müssen häufig ausgetauscht werden. Eine große Herausforderung bei der Wartung, vor allem in der Altstadt an den Wochenenden, ist die Verschmutzung der Wasserbecken durch Müll, der die Abflüsse verstopft. Und hier komme ich wieder auf die Ausgangsfrage zurück: Gerade um diese Form von Vandalismus zu verhindern, wurde unter anderem auch das Blumenbeet um den Waltherbrunnen angelegt. In den letzten Jahren wurde dieses etwas verkleinert sowie der Zugang auf einer Seite zum Brunnen ermöglicht, um allen Forderungen ein wenig gerecht zu werden.

Die städtischen Brunnen erhitzen noch anderweitig die Gemüter: Das Wassergeräusch der Springbrunnen wird in einigen Fällen als störend empfunden. Daher sind wir gezwungen, einige Brunnen um 22 Uhr auszuschalten. Ein weiterer nicht tolerierter Nebeneffekt eines Springbrunnens ist die Tatsache, dass der Wind das herabfallende Wasser herumspritzen kann. Bisweilen bespritzt das Wasser – trotz eingebauten Windreglers – vorbeigehende Passantinnen und Passanten. Dies war unter anderem auch der Grund, weshalb die Brunnenbecken am Ausgang der Mayr-Nusser-Parkgarage mit Blumen bepflanzt wurden.

Vielleicht noch ein paar Worte zur Wartung der Trinkwasserbrunnen der Stadt Bozen. Diese beziehen das Trinkwasser aus dem Grundwasser bzw. über 14 Tiefbrunnen, in denen das Trinkwasser gesammelt wird. Bei manchen dieser Trinkbrunnen, besonders den historischen, läuft das Wasser

**Der Fantasie
der Menschen
ist in Bezug
auf jegliche Art
von Vandalismus
keine Grenze
gesetzt.**

**Der Neptunbrunnen
am Bozner Obstmarkt**
Foto: Ulrike Buratti



ständig, bei manchen hingegen muss ein Hebel oder ein Knopf betätigt werden beziehungsweise ein Sensor öffnet das Wasser. Doch keines der Systeme hat sich im Laufe der Jahre als optimal herausgestellt, da bei unsachgemäßer Handhabung diese leicht außer Funktion gesetzt werden können. Die meisten Zierbrunnen hingegen – dies auch im Sinne der Ressourceneinsparung – werden durch dasselbe Wasser gespeist und nur bei Bedarf wird neues hinzugefügt. Der Fantasie der Menschen ist in Bezug auf jegliche Art von Vandalismus keine Grenze gesetzt: Wir haben vom Zahntocher im Druckknopf des Trinkwasserbrunnens über das Offenlassen bis hin zum mutwilligen Verstopfen alles schon erlebt! Auch der Dreizack des Neptunbrunnens war von einem Tag auf dem anderen verschwunden! Und siehe da, wir haben ihn in einer unserer Grünflächen wiedergefunden und an seinen angestammten Ort zurückgebracht!

Sämtliche Trinkbrunnen bzw. Brunnen der Stadt sind nur in den warmen Jahreszeiten von April bis Ende Oktober in Betrieb, da in den Wintermonaten die Rohre und Armaturen durch Frost zerstört werden könnten. Dies wird durch das rechtzeitige Abschalten des Wassers im Herbst verhindert. Auch hier stoßen wir nicht immer auf Verständnis, besonders wenn wir im Februar, an den ersten warmen Sonnentagen, nicht sofort alle Trinkbrunnen öffnen, sondern bis Anfang April abwarten.

Ich hoffe, mit diesem kleinen Beitrag ein wenig Licht in unseren Alltag mit der Wartung der städtischen Brunnen gebracht zu haben. Sollte sich die Leserin oder der Leser anfangs noch gefragt haben, wieso die Brunnen eigentlich von der Stadtgärtnerei betreut werden, so sollte es nun klar geworden sein: Sämtliche Brunnen sind potenzielle Blumentröge der Zukunft!

ULRIKE BURATTI

Das Brunnenbecken am Ausgang der Mayr-Nusser-Parkgarage wurde mit Blumen bepflanzt Foto: Ulrike Buratti



Bozen



29

funktionierende Brunnen



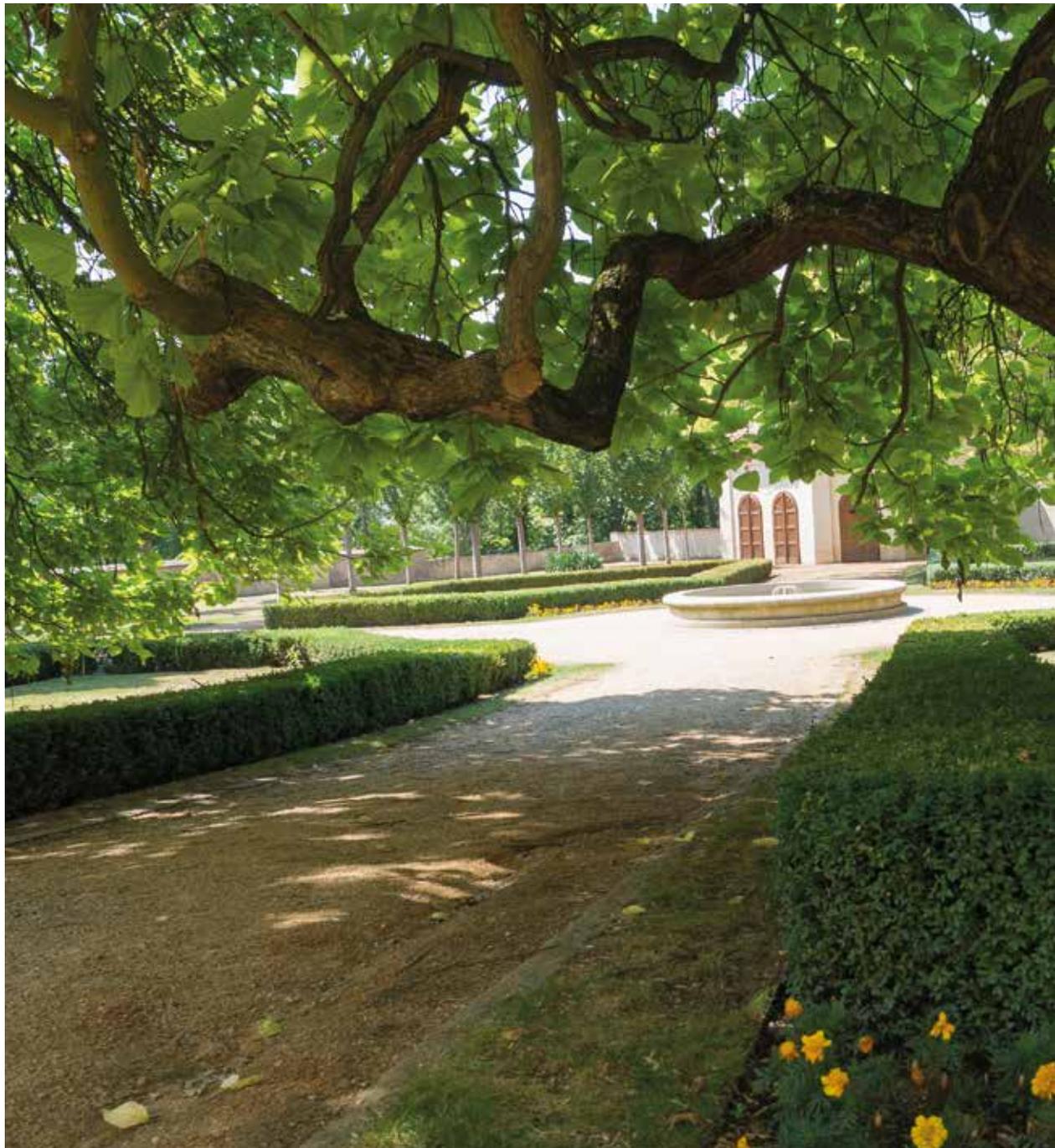
50

Trinkwasserbrunnen

Sämtliche Brunnen
sind potenzielle
Blumentröge der
Zukunft!

Ruhepunkt Lindenbaum

Gedanken zum Lied
„Am Brunnen vor dem Tore“



Lindenbaum
vor Brunnen
Foto: Shutterstock

Am Brun - nen vor dem To - re, da steht ein Lín - den - baum, ich träumt in sei - nem Schat - ten so

man - chen sü - ßen Traum; ich schnitt in sei - ne Rin - de so man - ches lie - be Wort, es

zog in Freud und Lei - de zu ihm mich im - mer fort, zu ihm mich im - mer fort



Tore in der Musik öffnen innere Räume, Brunnen animieren die musikalische Fantasie durch das rieselnde und plätschernde Geräusch des sprudelnden, fließenden, spritzenden Wassers – ein der Musik nicht unähnliches akustisches Phänomen. Eines der berühmtesten Tore in der Musik ist wohl Modest Mussorgskys „Großes Tor von Kiew“ aus dessen „Bildern einer Ausstellung“, das beim Durchwandern den Blick auf die Türme, Häuser und Kathedralen einer imposanten Metropole freigibt. Ottorino Respighi hingegen hat in seiner sinfonischen Dichtung „Fontane di Roma“ den Brunnen dieses einstigen Mittelpunkts der Erde – „alle Wege führen nach Rom“ – ein klangvolles, atemberaubendes musikalisches Denkmal gesetzt. Dabei wird der Blick auf landschaftliche und bauliche Manifestationen zur Schau des eigenen inneren Ichs. Tore, Türen, Brunnen, Bäume und Wandern sind Symbole der Romantik, die noch im 21. Jahrhundert wirkungsvoll strahlen.

In unserer mitteleuropäischen Heimat wurde ein einziges Lied zum bekanntesten Sinnträger des Brunnen- und Torgedankens in der Musik, und auch hier geht es um das Durchwandern innerer Seelenzustände. Die Rede ist von Franz Schuberts Lied „Der Lindenbaum“ aus dessen Zyklus „Die Winterreise“ (1827) nach einem Text des deutschen Dichters Wilhelm Müller von 1823, das durch eine Männerchorbearbeitung Friedrich Silchers sogar zu einem „Volkslied“ wurde. Noch heute hört man es gelegentlich im Repertoire der mündlichen Liedüberlieferung auch in Tirol. Was macht dieses Lied so populär und spannend zugleich? – Zunächst ist es das Bild des Heimatlichen, das die Singenden und Zuhörenden umfängt: der Brunnen vor dem Tor einer Stadtmauer, einer befestigten Siedlung oder eines großen Gebäudes als Platz vertrauter Idylle. Dominiert wird dieser Platz von einem Lindenbaum und seiner kulturell tief verankerten Symbolhaftigkeit. Zu Schuberts Zeiten war die Linde der Baum der Liebe bzw. Treffpunkt der Liebenden und Sinnbild einer wohlthuenden Natur. Dieser Gedanke war schon zurzeit Walthers von der Vogelweide, des vielleicht aus Südtirol stammenden Dichters, im 12./13. Jahr-



^ **Kramsach, Museum Tiroler Bauernhöfe, Hacklerhof Alpbach**
 ©Alpbachtal Seenland Tourismus / Museum Tiroler Bauernhöfe

v **Oberstalleralm, Innervillgraten**
 ©Tirol Werbung / Aichner Bernhard





^ **Brunnen in der Altstadt von Rattenberg**

Foto: Shutterstock

hundert etabliert: „Under der linden, an der heide, dâ unser zweier bette was...“. „Wo wir uns finden wohl unter Linden zur Abendzeit“, dichtete noch im 19. Jahrhundert Anton Wilhelm von Zuccalmaglio. Der Lindenbaum ist somit auch ein altes Symbol für gemeinschaftliche Gefühle, Vorgänge und Handlungen. Bei Müller/Schubert wird die Bedeutung des Lindenbaumsymbols für das Individuum in den Mittelpunkt gestellt: Man träumt in seinem Schatten „so manchen süßen Traum“, auch schnitt man in seine Rinde „so manches liebe Wort“.

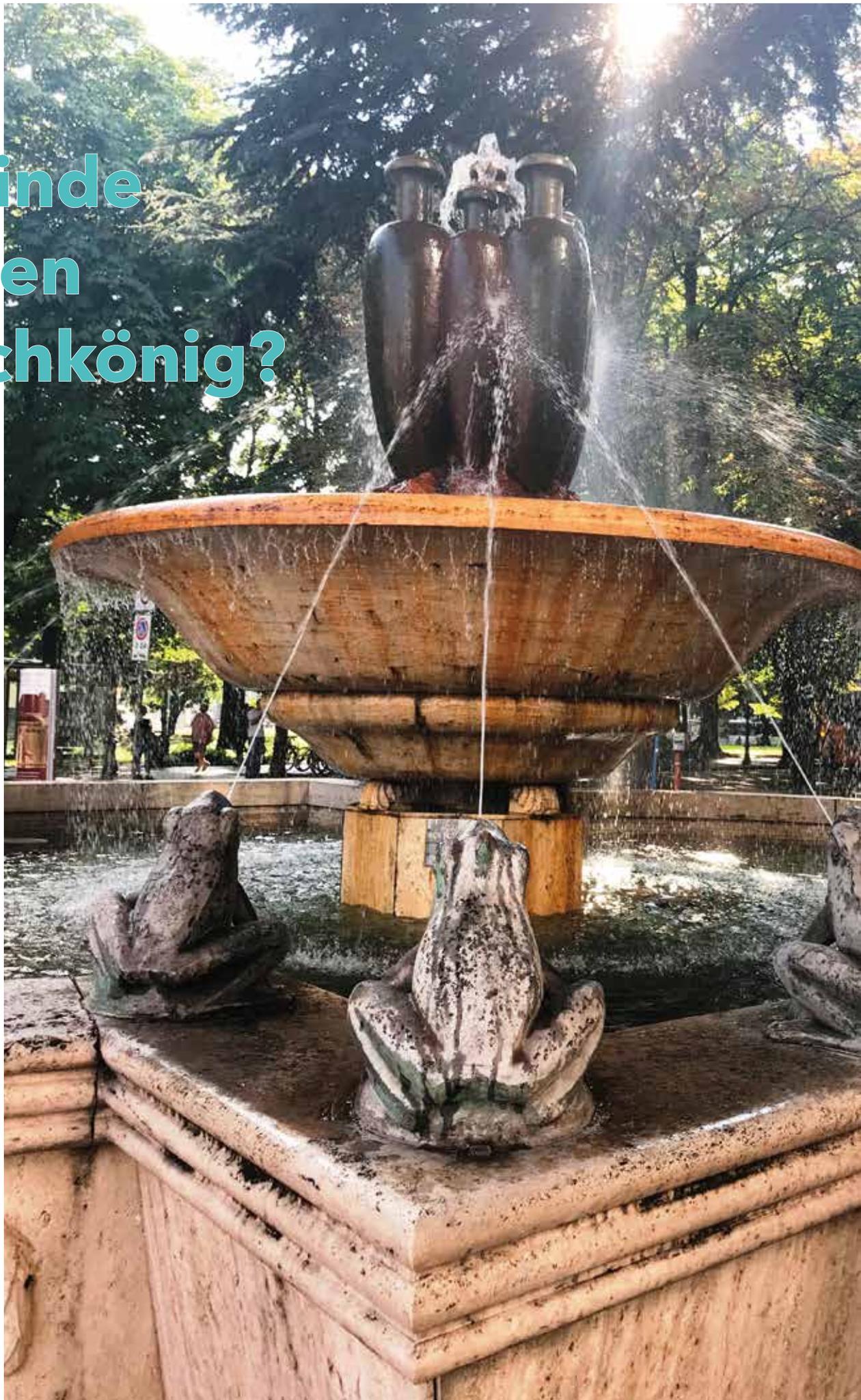
Der Brunnen neben der Linde gilt in der Literatur und im Märchen ebenfalls seit alters her als ein mehrdeutiges Symbol, das zudem die Ambivalenz von Leben und tödlicher Gefährdung (z.B., indem man in den Brunnen fällt und ertrinkt) darstellen kann. Das Wort „Brunnen“ kann die frei fließende oder eingefasste Quelle und ihr Wasser oder den gegrabenen Brunnen bezeichnen, die Wortschöpfung „Jungbrunnen“ spielt auf das Wasser als ein Symbol des „ewigen“ Lebens an. Die in zahlreichen literarischen und bildlichen Werken wiederkehrende Gruppierung von Linde und Brunnen als Herzstück einer Siedlung, als sozialer Treffpunkt beim Wasserholen, als Ort abendlicher Gespräche oder selbstvergessener Gedanken ist ein starkes Heimatmotiv. Müllers und Schuberts Lied vermittelt Heimat – unter anderem durch die Wahl der poetischen Form der „Volksliedstrophe“, durch die musikalische Ausgestaltung des Textes im „Volksliedton“ bzw. „Volksliedsatz“ oder durch den signifikanten Einsatz von harmonischen Mitteln wie „Hornquinten“ und Lautmalerei – man denke an die Sechzehnteltriolen des Vorspiels am Klavier, die einerseits das Plätschern des Brunnenwassers versinnbildlichen und

andererseits an die in Volksliedern durchaus übliche Zweistimmigkeit in parallelen Sexten erinnern.

Text und Musik produzieren zunächst heimatliche Bilder. Der Lindenbaum am Brunnen vor dem Tore erscheint als ein magnetartiger Flucht- und Ruhepunkt. Das lyrische Ich in Schuberts Lied, der verzweifelte „Winterreisende“, muss jedoch zwanghaft weiterwandern. Das Wandern gilt in der Romantik als Teil menschlicher Bewusstwerdung und Persönlichkeitsbildung. Der Wanderer will am Lindenbaum vorbei und ihn gar nicht sehen. Hier verändert sich auch die Musik und verlässt umgehend die Sphäre des Volkstümlichen. Trotz der Dunkelheit verschließt der Wanderer seine Augen und geht auf die verlockende Verheißung, die aus den Zweigen des Lindenbaums rauscht – „hier findest Du Deine Ruh’!“ – nicht ein. Er nimmt lieber die „kalten Winde“, die ihm ins Gesicht und den Hut – ein Symbol der Bürgerlichkeit – „vom Kopfe“ blasen, in Kauf. Noch lange nach der Wahrnehmung des Lindenbaums am Brunnen vor dem Tore klingt in ihm dessen Botschaft nach: „Du fändest Ruhe dort“ ...

Das Lied „Am Brunnen vor dem Tore“ spiegelt somit mehr als nur Heimatlichkeit: Es zeigt auch Brüche auf. Persönlichkeitsbildung erfordert – um bei den Bildern in Müller und Schuberts „Winterreise“ zu bleiben – das Wandern durch erstarrte Winterlandschaften, über vereiste Flüsse, verschneite Felsenhöhen, durch Dörfer und Friedhöfe und somit die Erfahrung von Kontrasten gegenüber der Idylle von Plätzen mit Brunnen und Linden vor Toren.

Wo finde ich den Froschkönig?



Die wasserspeienden
Frösche des
Fröschbrunnens
am Bahnhofsplatz
Foto: Stefan Demetz

Brunnen als Wasserspender und Kunstobjekte in Bozen und Südtirol



Seit alters her sind Brunnen nicht immer nur reine Wasserspender; in Städten und Ortschaften, besonders wenn sie an prominenter Stelle stehen, im Gefüge von Gassen, Straßenzügen oder an Plätzen, sind sie oft mit raumplanerischem Anspruch geschaffen und aufwendig gestaltet, wobei auch bedeutende Künstlerinnen und Künstler herangezogen werden können. Dieser „Brunnenkultur“, dem gepflegten Umgang mit dem kostbaren Nass, ganz gleich ob im privaten Milieu eines Bauernhofes, in der offenen Kulturlandschaft, am Feld und in der Wiese oder im urbanen Umfeld eines Platzes, ist bereits vor annähernd dreißig Jahren ein kleines Bändchen von Oswald Kofler gewidmet⁽¹⁾, in welchem der gemeine Wassertrog aus Holz genauso gewürdigt wird wie der überaus kunstvolle Renaissance-Brunnen im Innenhof von Kloster Neustift. Vor allem an ortsbildprägenden Dorfbrunnen ist unser Land sehr reich. Ein bedeutendes Beispiel ist der barocke Dorfbrunnen von Burgeis, bekrönt vom Erzengel Michael mit der Waage, ein Motiv, das wohl daran mahnen soll, dass man mit dem Wasser der Allgemeinheit stets verantwortungsvoll umgehen soll, weil dies möglicherweise auch beim Jüngsten Gericht ein Thema sein dürfte. Übrigens: Der Burgeiser Brunnen ist in Koflers Bändchen immerhin mit zwei Bildseiten vertreten.

Seit ein paar Jahrzehnten werden Brunnen vermehrt der Gestaltung durch namhafte Künstlerinnen und Künstler anvertraut, meist geschieht dies im Auftrag der öffentlichen Hand oder mit Finanzierung durch kirchliche Institutionen. Vor über dreißig Jahren beeindruckte den Fotografen Oswald Kofler das harmonische Zusammenspiel des alten runden Brunnenbeckens in Kortsch, gesichert durch drei schwere Eisenbänder, mit der von Karl Grassler (*1924) gestalteten Brunnensäule, die oben mit einem archaisch wirkenden Figurenfries verziert ist. Inzwischen hat der über 90-jährige Kortscher Grassler für seinen Heimatort einen neuen Dorfbrunnen entworfen⁽²⁾.

Einen Südtiroler Künstler hat aber Zeit seines Lebens besonders die Auseinandersetzung mit dem Thema Brunnen/Wasser in den Bann gezogen: Martin Rainer aus Schnals (1923-2012). Schon 1965 hatte er für eine Volksschule in der Dalmatienstraße in Bozen einen Märchenbrunnen mit Motiven zu Frau Holle gestaltet⁽³⁾. Wenig später (1965 bis 1969) entstand der Benedikts-Brunnen für den Innenhof von Kloster Marienberg oberhalb Burgeis. Als Auftrag von privater Seite schuf er 1984 in Frangart einen Brunnen mit spielenden Kindern; 1985 folgte der Notburga-Brunnen vor dem Landesmuseum in Dietenheim und 1986 der Brunnen für den Klosterhof auf Säben, der die Ladinische Wallfahrt zum heiligen Berg thematisiert.

Anlässlich der Neugestaltung des Brixner Domplatzes (1996-1997) nahm Martin Rainer meines Wissens seinen letzten und größten Brunnenauftrag an: Schräg gegenüber der Brixner Kathedraalfassade schuf der gläubige Christ 1998 den Lebensbrunnen, der in einer nach oben sich entwickelnden Spirale den Lebensweg des Menschen, vom Werden aus der Hand Gottes bis zum Aufgehen in die Hand Gottes, eindrucksvoll thematisiert.

Ob die heutige Landeshauptstadt Bozen seit alters her in der Gestaltung seiner Brunnen eine Vorreiterrolle für Südtirol einnimmt, mag vorläufig dahingestellt sein. Sicherlich waren die Stadtherren der international vernetzten Handelsstadt durch ihre Reisen und Verbindungen stets auf dem Laufenden über bedeutende Projekte anderswo in Europa zur Wasserversorgung und zur Gestaltung von Brunnen. Aber kann man daraus ableiten, dass Bozen deswegen Vorbild für die ländlichen Gegenden und die anderen Städte Tirols war?

Zu den ältesten Brunnen der Stadt mit architektonischem und künstlerischem Anspruch zählt der Neptunbrunnen am Obstplatz, gelegen vor dem „Schenkischen“ Haus (heute Raiffeisenkasse Bozen) nördlich in Nähe der Lauben, der im 18. Jahrhundert den älteren, wohl weniger aufwendig gestalteten Marktbrunnen, den wichtigsten der städtischen Brunnen, ersetzte. Dieser Marktbrunnen hatte Trinkwasserqualität: Bereits 1491 wird eine Wasserleitung für diesen Brunnen erwähnt⁽⁴⁾. Doch welche schwierige Geburt war dem Neptunbrunnen beschieden! 1731 – Bozen stand bereits mitten in seiner barocken Wirtschaftsblüte – hatte der Stadtrat beschlossen, „an der Stelle des alten Brunnens am Obstplatz einen neuen Zier- und Marktbrunnen“ errichten zu

(1) Oswald Kofler: Brunnen in Südtirol (Das besondere Taschenbuch), Bozen 1990.

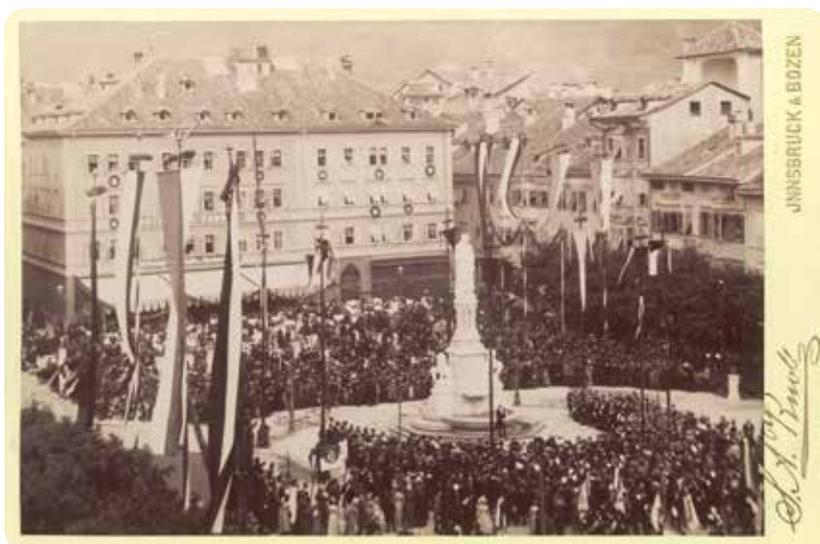
(2) Vinschgerwind Jg. 24, 2014, 2. Juli 2014, abgerufen in www.dervinschger.it. Ein kunstvoller Brunnen...

(3) Karl Gruber: Martin Rainer. Eine Monographie, Bozen 1992, Werkkatalog = WK Nr. 13. Kloster Marienberg = WK Nr.19; Frangart = WK Nr. 68; Kloster Säben = WK Nr. 85.

(4) Zur Geschichte des Neptunbrunnens und der Bozener Wasserversorgung ausführlich: Günther Rauch: Bozner Obstplatz, Bozen 2012, S. 63-74.



Historischer
Brunnen in der
Dr.-Streiter-Gasse
mit Trinkschale
für die Vierbeiner
in Bozen
Foto: Stefan Demetz



Einweihung des Waltherdenkmals
am 15. September 1889

Foto: Sebastian August Knoll
(Stadtmuseum Bozen, CM 1885)

lassen. Den langen Weg bis zur tatsächlichen Realisierung des heutigen Neptunbrunnens nachzuzeichnen, würde den Rahmen hier bei weitem sprengen: Im Frühjahr 1778, also fast ein halbes Jahrhundert nach dem Beschluss des Stadtrats, wurde er der Öffentlichkeit übergeben. 1746 legte der Bozner Bildhauer Georg Mayr d.J. den Entwurf für die Neptun-Statue und die übrigen Bronzeteile vor, der übrigens in Sujet und Stil ganz dem damaligen internationalen Geschmack des Barock entspricht – in Bozen wollte man, trotz offenkundiger Widerstände (wie anders wollte man die Verzögerungen erklären?) ganz mit der Zeit gehen! Die Aufstellung des Brunnens mit dem von ihm gestalteten bildhauerischen Schmuck erlebte Mayr aber nicht mehr, da er bereits 1754 verstarb.

Der bekannteste Brunnen Bozens ist freilich kein reiner Brunnen, sondern genau genommen ein Brunnendenkmal, eine Kombination aus Denkmal und Brunnen, ganz im Geiste des 19. Jahrhunderts, und so spricht man (fast) immer vom „Denkmal“ Walther von der Vogelweides, das nach der Rückführung 1981 wieder seinen seit der feierlichen Einweihung 1889 angestammten Standort mitten auf dem gleichnamigen Platz einnimmt⁽⁵⁾. Der aus Graun im Vinschgau gebürtige Bildhauer Heinrich Natter (1844-1892) stellte seine Walther-Figur auf einen von Säulen getragenen Sockel hoch über vier wassergefüllte Brunnenschalen. Das labspendende Nass der Schalen bewirkte, dass in früheren Jahren, zumal in der heißen Jahreszeit, das Denkmal bei Jung und Alt als besonderer Ort der Abkühlung sehr beliebt war, was natürlich bei der Verwaltung entsprechende, teils phantasievolle Gegenmaßnahmen hervorrief: Abschalten der Wasserzufuhr, Nutzung der Brunnenschalen als Blumenbeete, bis hin zur weitgehenden Absperrung des Denkmals durch umstehende Blumenkästen, und so weiter ...

Ein weiterer „Denkmalbrunnen“ in Bozen, dessen Entstehung wir wie beim „Walther-Brunnen“ der weit verbreiteten Begeisterung für das romantisch verklärte Mittelalterbild des

19. Jahrhunderts zu verdanken haben, hat freilich ein ungemein bewegteres Schicksal hinter sich – und vielleicht auch noch vor sich! Ich meine den Laurinbrunnen, den der Bozner Bildhauer Andrä Kompatscher (1864-1939) und Arthur Winder 1907 im Auftrag des „Talferleege-Culturvereins“ auf der Wassermauerpromenade errichteten. Was im damals touristisch stark aufstrebenden Bozen als sagenromantisch-reizvolles Motiv geboren wurde – nämlich die Bezwingung des einheimischen („romanischen“) Königs Laurin durch den fremden („germanischen“) Helden Dietrich von Bern, und dies im Angesicht des Rosengartens! – sollte kaum dreißig Jahre später Gegenstand politisch motivierter Aktionen werden, und seit damals eigentlich stets für politischen Wirbel sorgen: 1933 von Faschisten demoliert, gelangte der Brunnen zunächst ins Bozner Stadtmuseum, das heute noch ein Wachsmodell von Kompatschers Skulpturengruppe verwahrt, und dann ins Kriegsmuseum nach Rovereto, von wo er 1993, nach vielen Jahren vergeblicher Bemühungen durch die Kulturlandesräte Zelger und Hosp, nach Bozen gebracht und 1996 auf dem Landhausplatz aufgestellt werden konnte. Da dieser aktuell neu gestaltet wird, verharret der Brunnen, gut verschnürt und durch ein Baugitter geschützt, zur Zeit unter einem großen Baum des Bahnhofsparks, gegenüber dem Sitz des Landeshauptmanns im Landhaus⁽⁶⁾. Wer weiß, ob das kontrastreich gestaltete Brunnendenkmal – ein wichtig-linearer Brunnen-Unterbau aus rotem Porphyrt, bekrönt von der weißen, im historistischen Realismus gehaltenen Denkmalskulptur – jemals wieder seine wesentlich ruhigere Funktion als Brunnen zurück erlangen wird?

Sieht man von der zentralen Laubengasse ab, so haben das spätere 18. und vor allem das 19. Jahrhundert fast in jeder Straße der Bozner Altstadt einen oder sogar mehrere öffentliche Brunnen hinterlassen: Silbergasse, Dr.-Streiter-Gasse, Vintlerstraße, Wangergasse, Rauschertorgasse, Sparkassenstraße. Dies ist Ausdruck einer städtischen Frischwasserversorgungspolitik für Mensch und Tier auf der Straße, noch

(5) Bruno Mahlknecht: Bozen durch die Jahrhunderte, Bd. 4, Bozen 2007, S. 83-94.

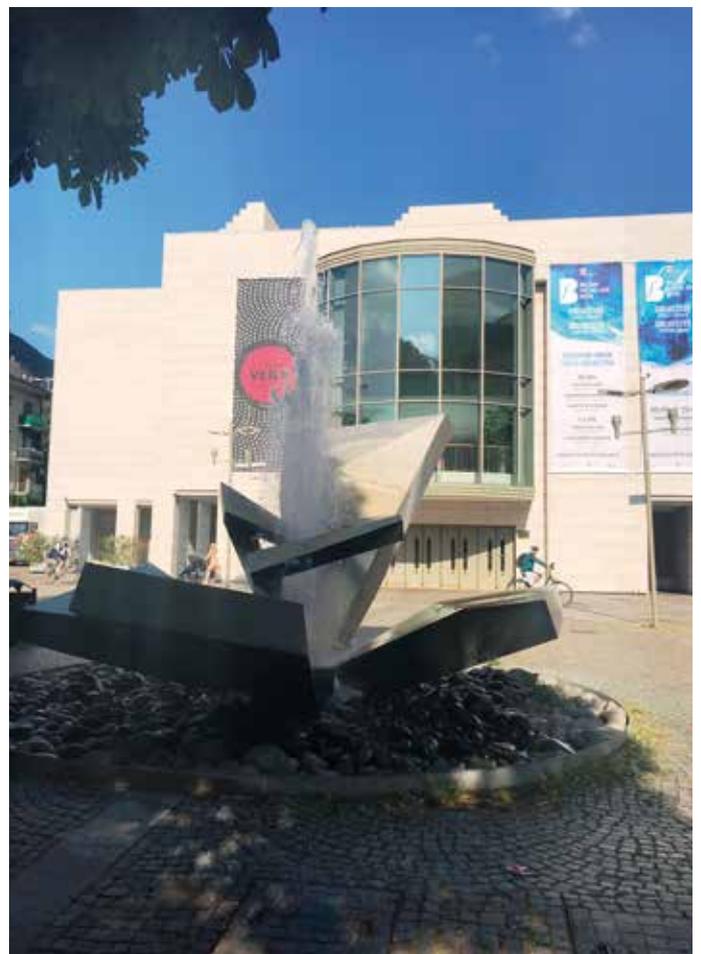
(6) Georg Mair: Denkmal der Gefühle, in: ff – Südtiroler Wochenmagazin, Nr. 22, 31. Mai 2018, S. 31



^ **Lebensbrunnen von Martin Rainer am Domplatz in Brixen**
Foto: Stefan Demetz



^ **Der Laurinbrunnen in seiner „zwischenzeitlichen Verbannung“**
Foto: Stefan Demetz



^ **Der Brunnen vor dem Neuen Stadttheater in Bozen**
Foto: Stefan Demetz



^ Der wasserlose Brunnen beim Archäologiemuseum – eine Sitz-Oase Foto: Stefan Demetz

bevor gegen 1900 das kapillare Leitungsnetz jedes Wohnhaus, ja fast jedes Gebäude erreichte.

Im 20. Jahrhundert, seit dem Ersten Weltkrieg und im faschistischen Regime, erfährt Bozen einen steten Wandel, dem gezielte urbanistische Planungen zugrunde liegen. Die Haushalte sind längst mit Frischwasser versorgt und die ehemals überall vorhandenen Zug- und Reittiere durch das Auto ersetzt. Die nun entstehenden Brunnen übernehmen deshalb mehr denn je raumplanerische Funktionen, sollen auch zeitgenössische Akzente setzen. So wird 1930 am Bahnhofplatz, gegenüber dem 1927-1928 von Angiolo Mazzoni völlig neu gestalteten Bahnhofgebäude, das alte Mauthäuschen⁽⁷⁾ abgebrochen und an seiner Stelle der von Ignaz Gabloner (1887-1964) entworfene Froschbrunnen errichtet,⁽⁸⁾ dessen wasserspeiende Bronzefrösche mit ihren steil-schrägen Wasserstrahlen bis auf den heutigen Tag nicht bloß Kinder, sondern vielfach auch Erwachsene in ihren Bann ziehen.

Und selbst dann, wenn raumplanerisch gut gestaltete Brunnen nicht mehr Wasser führen, können sie eine kleine Oase zum Verharren und Ruhen werden: Deutlich wird dies am 1913 eröffneten ehemaligen Sitz der k.k. Notenbank in der Sparkassenstraße (heute Sitz des Archäologiemuseums),

wo der vom Bildhauer Franz Ehrenhöfer (1880-1939), einem zwischenzeitlichen Wahlbozner, gestaltete Brunnen in der großen Ecknische der Gebäudearchitektur einen wesentlichen Akzent setzt. Etliche Menschen nehmen die Möglichkeit beispielsweise zum Sitzen dankbar an.

Dass heutzutage von der modernen Stadtplanung selbst der Brunnen in einer Stadt kaum mehr in seiner historischen „Hauptrolle“, nämlich der Wasserversorgung zu dienen, wahrgenommen wird, sondern das gestalterische Element seine bestimmende Rolle ist, wird auch in Bozen deutlich, wo die in den letzten Jahrzehnten entstandenen Anlagen überwiegend architektonisch-künstlerische Zierbrunnen sind. Dies trifft auf die große Brunnenschale am Gerichtsplatz und auf den Brunnen vor dem 1998 eröffneten Neuen Stadttheater genauso zu wie auf den vom Laaser Bildhauer Michael Höllriegl (*1936) ebenfalls 1998 gestalteten Brunnen am Domplatz (im Innenhof der neuen Kurie)⁽⁹⁾: Abgesehen von der Frage nach der Qualität des in diesen Brunnen fließenden Wassers (Thema: Verfügbarkeit von Trinkwasser!), wird man, selbst wenn man sehr durstig sein sollte, beim Versuch sich an diesen architektonischen Anlagen zu laben, seine liebe Not haben. Vögel und Hunde haben es da wesentlich leichter!

STEFAN DEMETZ

(7) Christoph von Hartungen, in: 100 Jahre Fotografie, Katalog Bozen, Bologna 2006, S. 55.

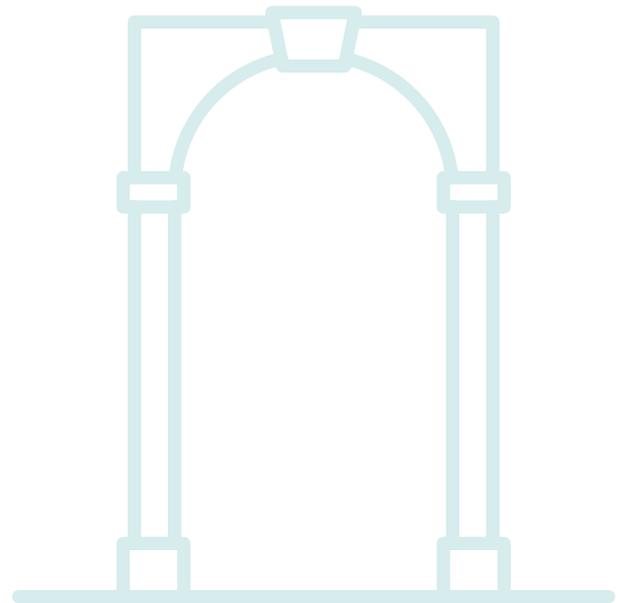
(8) Mathias Frei, Walburga Kössler: Ignaz Gabloner. Bildhauer und Zeichner, Bozen 2014, Abb. 23.

(9) Othmar Barth schreibt: „Die Architektur des Platzes hat den Standort des Brunnens hier gewollt“. In: Michael Höllriegl, Brunnen am Domplatz. Entstehung und Ausführung einer Arbeit (mit Texten von Othmar Barth und Wolfgang Kollmann), Lana 1998, S.7.



Das Palasportal von
Schloss Tirol, um
1139/40 errichtet
Foto: Südtiroler
Landesmuseum für
Kultur- und Landes-
geschichte Schloss Tirol

Tür und Tor



Seit Jahrtausenden betritt der Mensch Gebäude durch eine Türöffnung. Sie verbindet das Freie mit dem geschlossenen, abgegrenzten Raum, den öffentlichen Raum mit dem privaten, die Straße mit dem Haus. Die Tür wird dadurch zu jenem Ort, wo Kommunikation, Kommen und Gehen stattfindet: „Von Tür zu Tür gehen“ steht in unserem heutigen Sprachgebrauch sinnbildlich auch für „mit jedem Mann kommunizieren“.

Tür und Tor sind seit jeher aber auch die verwundbaren Stellen eines Gebäudes. Sie stellen jenen Punkt dar, wo ein Eindringen möglich wird. Burg- und Stadttore wurden daher in der Vergangenheit gut geschützt und streng bewacht, abends und bei Gefahr geschlossen.

Angesichts dieser ambivalenten Bedeutung von Tür und Tor nimmt es nicht wunder, wenn sich der Mensch zum Schutz dieser Vorrichtungen in der Vergangenheit so manches hat einfallen lassen: Figuren, Malereien und Symbole fanden und finden sich an Tür und Tor. So manches hat die Zeit überdauert, ohne dass wir heute noch um seine ursprüngliche Bedeutung wissen.

Das wohl eindringlichste und auch über die Landesgrenzen hinaus bekannteste Beispiel stellen die Marmorportale der landesfürstlichen Burg Tirol bei Meran dar. Insbesondere das sogenannte „Palasportal“ (siehe Foto links), das von einem Vorraum in den ehemaligen großen Saal führt, ist in diesem Zusammenhang von Interesse. Die Figurengruppe, welche die Tür einrahmt, wird von einem Engel mit Lilienstab am Tympanon dominiert. Er blickt vom Bogenfeld des

Portals der/dem Eintretenden entgegen und erhebt die Segensfinger zur Abwehr gegen das Böse. Ursprünglich farbig gefasst muss dieser Engel auf den Menschen des 12. Jahrhunderts einen tiefen Eindruck gemacht haben. Siegfried de Rachewiltz hat diese Engelsdarstellung bereits im Jahr 2000 als Erzengel Gabriel identifiziert.

Hinter dem Portal liegt der große Saal der Burg, neben der Kapelle das Herzstück der gräflichen Repräsentation. In den Urkunden des 13. Jahrhunderts wird dieser Raum als *coenaculum* erwähnt. Der lateinische Begriff dürfte von den Kloster-räumlichkeiten abgeleitet sein und mit der Verwendung der Burg als zentraler Speisesaal zusammenhängen. Dem gemeinsamen Mahl des Grafen mit den Angehörigen seiner familia, also den herausragenden Mitgliedern des Hofes, kam damals eine besondere Bedeutung zu. Die Quellen belegen darüber hinaus, dass dieser Saal immer wieder auch Schauplatz wichtiger Verhandlungen und Verträge war und es ist daher verständlich, wenn man den Zugang unter dem Schutz des Erzengels Gabriel wissen wollte.

Die Bedeutung der anderen Figuren, die das Portal umrahmen, ist komplex. Die dargestellten Figuren wie Vogel, Hirsch, Drache, Löwe und Widder lassen sich sowohl in christlichem als auch in einem heidnischen Kontext lesen. Dies hängt damit zusammen, dass eine christliche Neuinterpretation älterer Symbole im 12. Jahrhundert gerade ihren Abschluss fand. In diesem Sinne scheint eine Doppel- und Mehrdeutigkeit dieser Figuren in Kauf genommen, vielleicht sogar bewusst angestrebt worden zu sein.



^ **Das Kapellenportal von Schloss Tirol, 2. Viertel des 12. Jhd.**
Foto: Südtiroler Landesmuseum für Kultur- und Landesgeschichte Schloss Tirol

Ähnlich verhält es sich mit dem romanischen Kapellenportal auf Schloss Tirol (siehe Foto oben). Jürg Goll und Guido Faccani kommen in einer jüngst veröffentlichten Analyse der Marmorportale von Schloss Tirol zur Vermutung, dass das Kapellenportal geringfügig älter als das Palasportal sein könnte. Das Kapellenportal ist gegenüber dem Palasportal reicher geschmückt und auch hier bleibt, abgesehen von der Kreuzabnahme in Tympanon, vieles mehrdeutig. Während sich für die Adlerfiguren an den Kapitellen eine christologische Deutung anbietet, ist bei der Darstellung der Sirene und beim bewaffneten Kentaure der heidnische Ursprung unübersehbar. Nach Siegfried de Rachwitz war die Sirene ein Symbol weiblicher Verlockung und der Physiologus, eine frühchristliche Naturlehre, brachte den Kentaure einerseits mit Häresie, aber auch mit Weisheit, Trunkenheit, Brutalität und Streitsucht in Verbindung.

Die beiden Portale von Schloss Tirol deuten für die Mitte des 12. Jahrhunderts ein Verständnis an, das uns heute weitgehend fremd ist. In dieser Zeit hohen Analphabetismus waren Symbole ein unverzichtbarer Bestandteil von Kommunikation. Da solche verstärkt auch an Türen stattfand, erklärt sich ihre Präsenz an Tür- und Portalrahmungen. Dabei ist charakteristisch, dass eine strikte Trennung zwischen sakralen und profanen Symbolen noch nicht existierte und dass für diese Zeit viele Symbole sich noch in einem christlichen wie einem heidnischen Kontext deuten ließen.

Die Marmorplastiken an den beiden Portalen haben, in harten Stein gemeißelt, fast neunhundert Jahre nahezu unbeschadet überdauert. Für viele Gebäude und Türen aus weniger haltbarem Material ist dies nicht der Fall. So verfügen wir tatsächlich nur über wenige mittelalterliche Symbole, die an Türen und Portalen einfacherer Gebäude angebracht waren.

Am ehesten wird man noch bei Kirchen und Kapellen fündig. Hier handelt es sich verständlicherweise zumeist um christlich-religiöse Symbolik. Als Beispiel dafür kann ein Kruckenkreuz am ehemaligen Türsturz der Kirche St. Hippolyt bei Tisens angeführt werden (siehe Foto unten). Diese Kreuzform reicht weit in die vorchristliche Zeit zurück und dürfte ursprünglich ein Sonnensymbol gewesen sein. Neben seiner ganz allgemeinen christlichen Bedeutung stand es seit dem 12. Jahrhundert als Jerusalemkreuz in Verwendung.

✓ **Kreuz und Schilde am ehemaligen Türsturz der Kirche St. Hippolyt bei Tisens, wahrscheinlich 13. Jhd.**
Foto: Armin Torggler





Genau diese Bedeutung könnte das von zwei Schilden begleitete Kruckenkreuz in St. Hippolyt haben: Denkt man sich die Schilde nämlich mit einer heraldischen Bemalung, so könnten sie auf eine Pilgerreise eines Adligen, vielleicht zusammenhängend mit einer entsprechenden Stiftung an diese Kirche, verweisen.

Dieses Beispiel zeigt bereits die besondere Problematik rund um derartige Symbole an Türen und Portalen an: In der Regel handelt es sich nicht nur um Unheil abwehrende oder schützenden Symbole, meist wurden sie aus einem konkreten Anlass angebracht, der uns heute in vielen Fällen verschlossen ist. Monogramme und Wappen, versehen mit Jahreszahlen, lassen erahnen, dass der Grund für die Anbringung solcher Zeichen mit Ereignissen wie Besitzerwechsel, Hochzeit, Baubeginn oder Bauende an einem Gebäude, aber auch Stiftungen oder Gelöbnissen zusammenhängen kann. Vielleicht waren auch einschneidende Ereignisse wie Pest und Seuchengefahr, Kriegsgefahr oder ein Brand Anlass für die Anbringung derartiger Symbole und Bilder.

Am häufigsten finden sich Darstellungen von Heiligen an den Fassaden der Gebäude – und hier besonders in der Nähe von Fenstern, Türen und Toren. Der heilige Christophorus gehört hier zu den prominentesten Figuren und hat in seiner Darstellung eine weit zurückreichende Tradition. Diese reicht mindestens bis in das 13. Jahrhundert zurück. Entscheidend für die Bekanntheit des von der Legende als

^ **Die romanische Burgkapelle von Hocheppan. Über der Kapellentür befindet sich eine Kreuzigungsgruppe und ganz rechts ein übergroßes Christophorusbild aus der ersten Hälfte des 14. Jhd. Foto: Armin Torggler**

Riesen geschilderten Christophorus war die Aufnahme seiner Vita in die berühmte *Legenda Aurea* des Jakobus de Voragine in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts. Neben einem frühen Beispiel aus der Zeit um 1300 in der Kirche St. Johann in Taufers im Münstertal hat sich eine Darstellung aus dem 14. Jahrhundert in Hocheppan erhalten.

Der archaisch wirkende Hocheppaner Christophorus galt lange Zeit als die älteste derartige Darstellung überhaupt und erst 1991 konnte eine Untersuchung nachweisen, dass die Darstellung aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts stammt.

Interessant ist dieses Christophorus-Bild aber deshalb, weil es – entgegen zahlreichen anderen Darstellungen dieses Heiligen – sich nicht weithin sichtbar an der Fassade eines Gebäudes befindet, sondern offenkundig mit der Tür an der Nordfassade in Zusammenhang zu bringen ist. Durch diese Tür betrat man damals die Kapelle und zwar möglicherweise von einem heute nicht mehr vorhandenen Vorraum aus. Christophorus, der ansonsten als Patron der Reisenden angesehen wurde, erfüllte hier die Funktion eines Türwächters (siehe Foto oben): Mit dem Christuskind auf der Schulter sollte allein seine enorme Größe abschreckend für alles Unheil und Heidentum wirken. Damit erfüllte diese Dar-



^ **Gotische Darstellung des heiligen Florian mit Wassereimer, ein brennendes Schloss rettend. Die Darstellung entstand um 1470 und befindet sich im Schloss Maretsch in Bozen**
Foto: Armin Torggler

stellung in Verein mit der über der Kapellentür befindlichen Kreuzigungsszene eine ganz ähnliche Funktion wie die Marmorskulpturen am Kapellenportal von Schloss Tirol. Auch bereits im Spätmittelalter bewachte der heilige Florian verschiedene Gebäude. Seine Darstellung sollte vor Feuer schützen und wurde oft neben den Hauptportalen angebracht. Ein frühes und besonders bekanntes Beispiel befindet sich im Schloss Maretsch am Rande der Altstadt von Bozen (siehe Foto oben). Hier ist der heilige Florian in der Rüstung eines Ritters aus der Zeit um 1470 dargestellt. In der einen Hand hält er eine Fahne, in der anderen einen hölzernen Eimer, den er über ein brennendes Schloss entleert. Das Bild dürfte sich ursprünglich genau über dem ebenerdigen Zugang in den Wohnbau befunden haben. Ein größeres Portal aus dem Jahr 1633 hat dann eine Ecke des Bildes beschädigt.

Seit der frühen Neuzeit nimmt die Zahl der erhaltenen Beispiele von Malereien an Türen und Toren rasch zu. Den Hintergrund für die Zunahme bildet das Konzil von Trient in der Mitte des 16. Jahrhunderts. Als katholische Reaktion auf die protestantische Reformation wurde damals die Heiligenverehrung besonders gefördert. Heiligenkult und Wallfahrtswesen nahmen einen enormen Aufschwung.



^ **Der heilige Kassian an einer Hausfassade in Brixen**
Foto: Armin Torggler

Seit dem 16. Jahrhundert kam es aber zu einer weiteren Neuerung: Nicht nur die Zugänge von Kirchen und Kapellen, von Adelssitzen und Burgen wurden mit Malereien versehen, die das Unheil fernhalten sollten, sondern in zunehmendem Maße kann man solche Darstellungen nun auch an Bürger- und Bauernhäusern feststellen.

Neben den etablierten „Fassaden-Heiligen“ wie Christophorus und Florian standen auch die verschiedenen Diözesanpatrone hoch im Kurs. In der Brixner Griesgasse Nr. 14 etwa befindet sich an einer eindrucksvollen Renaissance-Fassade ein Medaillon, das den heiligen Kassian zeigt (siehe Foto oben). Dieser galt lange Zeit als einer der ersten Bischöfe von Säben und ist noch heute einer der Patrone des Bistums. Das Medaillon befindet sich genau zwischen zwei Erkern und fast genau über dem mit bearbeiteten Steinen gerahmten Eingang des Hauses.



Der heilige Urban kommt als Patron der Weinberge, der Weinbauern, der Binder und Kellermeister und als Helfer gegen Trunkenheit und Gicht immer wieder vor, besonders im Südtiroler Unterland, im Überetsch und in der Gegend von Meran. Eine interessante Darstellung stammt allerdings aus Brixen: Hier ist der heilige Urban Teil der Gestaltung eines Hauseingangs (siehe Foto links). Möglicherweise standen hier Überlegungen zum Schutz der Hausbewohnerinnen und Hausbewohner vor Trunkenheit und Gicht im Vordergrund. Seit dem 19. Jahrhundert nahm die Marienverehrung im Land stark zu und entsprechend gehörten Maria und Josef seit dieser Zeit zu den häufigsten Figuren, die an Türen und Fenstern dargestellt wurden. An manchen Gebäuden wurde in dieser Zeit die ganze Fassadengestaltung auf die zentral gelegene Tür ausgerichtet, wobei spezielle Nischen für Figuren vorgesehen waren. Ein Beispiel dafür stellt die jüngst restaurierte Hauptfassade des Kier in Garn (Gemeinde Felthurns) dar (siehe Foto unten).

◀ **Der heilige Urban als Patron der Weinbauern und des Weins sollte auch gegen übermäßige Trunkenheit und bei Gichtanfällen helfen. Hier am Portal eines Hauses in Brixen**
Foto: Armin Torggler

✓ **Hauptfassade mit Zugang des Kier in Garn (Gemeinde Felthurns)**
Foto: Armin Torggler





⤴ Hof in Bozen, Rafensteiner Weg 26, mit kunstvoller Schutzinschrift aus dem Jahr 1835
Foto: Armin Torggler



Daneben lässt sich seit dem 18. Jahrhundert auch zunehmend die Tendenz erkennen, Malerei und Figuren durch Monogramme zu ersetzen. Den geschichtlichen Hintergrund bildet dabei die zunehmende Verehrung der Herzen Jesu und Mariens. Entsprechend häufig treten Jesus- und Marienmonogramme über Haustüren und an Gebäudefassaden auf. Ein besonders schönes und gut erhaltenes Beispiel einer solchen Schutzinschrift aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts hat sich in Bozen, Haus Rafensteiner Weg 26, erhalten (siehe Foto oben). Über der Tür des Wohnhauses befindet sich ein rechteckiges Feld mit einer dreizeiligen Inschrift, die auf den ersten Blick rätselhaft erscheint. Bei genauerem Hinsehen wird aber deutlich, dass das Zentrum der ersten Zeile von einem IHS für Jesus gebildet wird, wobei das S spiegelverkehrt und fast zu einer 8 geschlossen gemalt wurde. Über dem H ist ein Kreuz mit schaufelförmig verbreiterten Enden gesetzt, das nach unten über den horizontalen Strich des H hinaus in einer annähernd herzförmigen Schlaufe endet. Sie soll das Herz Jesu symbolisieren. Links des IHS ist der Buchstabe A zu sehen, der mit



⤴ Haustür mit der Schutzinschrift 20 – C-M-B – 18
Foto: Armin Torggler

dem I verbunden ist. Rechts befindet sich ein G. A und G dürften die Initialen des damaligen Besitzers oder eines Bewohners, in jedem Fall des Auftraggebers der Inschrift sein. Die zweite Zeile zeigt die etwas verschnörkelte Jahreszahl 1835. Für die dritte Zeile, die aus einem A und einem Kreuz besteht, bietet sich die Lesung als Anno Domini – Jahr des Herrn – an, wobei das D für Domini durch ein sinngleiches Kreuz ersetzt worden wäre.

Die Sitte der Schutzinschriften war weit und allgemein verbreitet. Dies belegt der heute noch geübte Brauch, mit am Dreikönigstag geweihter Kreide ein C-M-B zwischen der aktuellen Jahreszahl über die Türen oder an die Türstürze der Wohngebäude zu schreiben (siehe Foto oben). In manchen Gegenden wird diese Schutzinschrift durch ein AD für Anno Domini ergänzt.

Landläufig wird die Inschrift CMB mit den Namen der drei heiligen Könige Caspar Melchior und Balthasar in Verbindung gebracht. Tatsächlich erklärt man aber die drei Buchstaben auch als Abkürzung für den lateinischen Segen *Christus mansionem benedicat* – Christus segne dieses Haus. Allerdings war es schon früh üblich, über die Türstürze die Namen der drei Magier zu setzen, wie aus älteren Quellen hervorgeht. Vermutlich handelt es sich dabei um einen transformierten Schutzzauber aus heidnischer Zeit.

Kühles Nass und kostbares Gut in der Brunnenstadt Imst



Postkarte vom Schulbrunnen. Die Aufnahme stammt von J. Neumair, um 1935/40.

Das Foto wurde von Mag. Sabine Schuchter, Museum im Ballhaus, zur Verfügung gestellt.



⤴ **Sebastianbrunnen. Franz Xaver Renn (1784-1875). Hauptbecken von 1901, später kam das zweite Becken dazu. Der Hl. Sebastian gilt als der eigentliche Brunnenheilige.**
Foto: Simone Gasser



⤴ **Martinsbrunnen. Josef Georg Witwer (1719-1785)**
Foto: Simone Gasser

Als ein Ort an einer hervorsprudelnden Quelle wurde die Siedlung „oppidum humiste“, in Folge Imst genannt, bereits 763 erwähnt. „Oppidum“ bezeichnete bei den Römern eine befestigte Siedlung, im Mittelalter stand der Begriff für eine stadtähnliche Siedlung mit Marktfunktion, jedoch ohne Stadtrecht. Die Geschichte von Imst im Tiroler Oberland entspricht dieser Begriffserklärung vollauf. Die Ansiedlung an einer wichtigen Nord-Süd-Verbindung, gelegen an der römischen Handelsstraße Via Claudia Augusta, welche Augsburg mit Norditalien verband, entwickelte sich stetig.

Eine frühe Christianisierung dieser Region wird durch Funde bezeugt, welche in der ältesten Kirche von Imst, der kleinen romanischen Laurentiuskirche am Bergl, aufbewahrt werden. 1190 kam das Gebiet in den Besitz der Hohenstaufen. 1266 wurde Imst Gerichtssitz, Konradin der letzte Staufer vererbte seinem Stiefvater Meinhard II. von Tirol das Gebiet um Imst. 1282 konnte der Ort zum Markt erhoben werden. Vom 15. bis ins 17. Jahrhundert galt Imst als Zentrum eines der bedeutendsten Erzbergbaugebiete Tirols. Als Imst unter Kaiser Maximilian I. Sitz des Berggerichts wurde, stärkte sich die wirtschaftliche und finanzielle Lage

derart, dass über kostspielige Bauvorhaben nachgedacht werden konnte. Es etablierte sich eine Bauhütte, ein imposantes Zeugnis aus dieser reichen Zeit stellt die Pfarrkirche Maria Himmelfahrt dar.

1822 wurde fast der gesamte Markt durch einen verheerenden Brand vernichtet. Angeblich blieben von 220 damals bestehenden Häusern nur 14 unversehrt. Alte Bausubstanz ist daher heute in Imst sehr wenig erhalten, Relikte aus der Zeit vor dem großen Brand sind aber die wunderbaren Brunnen, welche in Folge genauer betrachtet werden sollten. Erst 1898 wurde Imst zur Stadt erhoben, heute zählt die Bezirkshauptstadt zirka 10.500 Einwohnerinnen und Einwohner. Gemessen an der Einwohnerzahl ist die Zahl der öffentlichen Brunnen mit reinstem Trinkwasser österreichweit einzigartig.

Die Brunnenstadt Imst

Die zahlreichen Brunnen der Stadt, welche das Ortsbild prägen und das Auge erfreuen, sowie Durstige mit frischem Quellwasser laben, gehörten in früheren Jahrhunderten als wichtigste und oft einzige Trinkwasserquelle zu den



^ **An Fronleichnam geschmückter Antoniusbrunnen am Stadtplatz, um 1960.**
Der Mönch, welcher das Jesuskind in seinen Armen hält, ist vermutlich ein Werk von Josef Alois Baldauf (1802-1867)
 Das Foto wurde von Mag. Sabine Schuchter, Museum im Ballhaus, zur Verfügung gestellt.

wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Zentren von Imst. Fast alle Brunnen waren öffentlich, für die Quellfassung, die Zuleitung und die Errichtung der Anlagen hatte die Gemeinde zu sorgen. Die Gemeinde wies Häusern einen bestimmten öffentlichen Brunnen zu, in einer Brunnengenossenschaft oder einer „Brunneninteressenschaft“ waren die benutzungsberechtigten Bewohnerinnen und Bewohner zusammengeschlossen.

Die Erhaltung der Brunnen, welche als wichtige und oft einzige Wasserspender galten, oblag den Brunnengenossenschaften. Sie waren für die Sauberkeit des Brunnens als auch des Platzes rundherum verantwortlich. Unter §31 vermerkt die älteste Ehehaft des Untermarktes aus dem 16. Jahrhundert: „Die Brunnenbether sollen sauber gehalten werden, nichts Unsauberes hinein getan oder gewaschen werden, weder Kraut, Schaffel oder Häute, bei einer Strafe von 6 Kreuzern.“

Die Anschaffung und die Instandhaltung der Brunnenfiguren gehörten ebenso zu den Aufgaben. Eine weitere Auflage war jene, jeweils von Freitag bis Sonntag sowie an den Feiertagen, eine Laterne am Brunnen zu entzünden.

Der Brunnenmeister war der Hauptverantwortliche der Brunnengenossenschaft, er musste für eine gerechte Aufteilung des Wassers sorgen. Kleinere Verunreinigungen und Schäden sollten von ihm beseitigt werden, die Mitglieder der Brunnengenossenschaft kamen für die entstehenden Kosten gemeinsam auf. Die oft schwierige und mühevoll Arbeit des Brunnenmeisters wurde von den Gemeindevätern mit einem kleinen Krautacker im Ortsteil „Auf Arzill“ belohnt.

Auch heute noch werden die Brunnenanlagen in das gesellschaftliche Leben miteinbezogen. Bei den großen Prozessionen der Stadt, am Fronleichnamstag sowie am Imster Kirchtag, dem „Hohen-Frauen-Tag“ (Mariae Himmelfahrt, 15. August) werden die Brunnen kunstvoll und festlich geschmückt.

Ein sehr altes Ritual stellt das „Brunnenführen“ beim Imster Schemenlaufen dar. Wenn ein Roller sein Kind oder eines aus der Verwandtschaft erspäht (bzw. ein Treffpunkt mit der Mutter der Kindes ausgemacht wurde), begleitet der Roller Mutter und Kind tänzelnd zum nächsten Brunnen (meist der Gute-Hirte-Brunnen oder der Schutzengelbrunnen bei der Johanneskirche). Dort taucht er den „Rollerpemsl“ in den



Seilwerfer,
Brunnenfigur von
Christian Plattner
(1869-1921), 1899
Foto: Simone Gasser

Wassertrog und besprengt das Kind leicht mit Wasser. Nach dieser Brunnentaufe, welche als Segenszeremonie gilt, erhält das Kind eine Breze und beide werden wieder zu den anderen Zuschauerinnen und Zuschauern zurückbegleitet.

Exkurs: Zur Geschichte der Wasserversorgung in Imst

Die Wassergeschichte von Imst ist kurz, aber prägnant. Solange es keine Druckleitungen gab, wurde das Wasser in die Brunnen geleitet und für jegliche Verwendung aus dem Trog geschöpft und weggetragen. Bis Ende des 19. Jahrhunderts bestand in Imst keine zentrale Versorgungsanlage. Die Versorgung der Stadt mit Trink- und Nutzwasser war ursprünglich auf öffentliche Fließbrunnen beschränkt, davon gab es aber nicht gerade wenige! Heute noch prägen an die 40 Brunnen das Bild der Stadt. Etwa die Hälfte davon sind historische, zumeist Schutzpatronen gewidmete Brunnen, die aufwendig renoviert wurden und noch heute von freiwilligen „Paten“ mit Sorgfalt liebevoll gepflegt werden.

Diese Brunnen dienten damals den Bürgerinnen und Bürgern, der bäuerlichen Bevölkerung und dem zahlreichen Vieh. Die Wasserversorgungsanlage der Stadt Imst wurde um die Jahrhundertwende (1900) gebaut. Seit 1893 wurde die Fraktion Imst-Untermarkt und seit dem Jahre 1900 auch die Fraktion Imst-Obermarkt mit Trinkwasser versorgt. Die Bürgerinnen und Bürger von Imst haben ihre damalige Wasserversorgung buchstäblich aus eigener Kraft errichtet. Die damalige Marktgemeinde hat die Wasserbezugsgeber zur Vorfinanzierung gebeten, aber diese Mittel reichten bei weitem nicht aus. Finanzkräftige Bürger des Marktes konnten durch private Darlehen die Restfinanzierung sichern und bekamen für die Verzinsung einen verbrieften Freiwasserbezug in ihrer Hofstätte (Servitutsbrunnen).

Diese erste Trinkwasserversorgung bewährte sich über ein halbes Jahrhundert.

Ab den 1970er-Jahren bestand großer Handlungsbedarf. Die konstant steigende Bevölkerungszahl machte die Erweiterung der Trinkwasserspeicherung erforderlich. Die Versorgungsanlage wurde mit großem Aufwand saniert bzw. komplett erneuert. Bis 1986 wurden vier neue Speicher errichtet. Die Trinkwasserversorgung war jedoch nicht auf einen längeren Zeitraum gesichert. Eine im Jahre 1985 in Auftrag gegebene Wasserverlustanalyse brachte zu Tage, dass wegen defekter oder undichter Leitungen viel vom kostbaren Nass durch Leckstellen verloren ging. Prompt wurde für das gesamte Stadtgebiet ein Rohrnetzplan erstellt. In den Folgejahren wurde das Versorgungsnetz zum Großteil ausgetauscht, die Leitungsschäden behoben sowie die bestehenden Quelfassungen generalsaniert. Ende der 1980er-Jahre erfolgte die Fassung und Ableitung der Alpeiquellen.

Die Wasserversorgung der Stadtgemeinde Imst wird ausschließlich mit Quellwasser versorgt. Das Einzugsgebiet befindet sich durchwegs nördlich des Stadtgebietes am Fuße des Lagers und der Plattein. Die Quellen treten etwa in 1.000 bis 1.500 m Seehöhe in unbelastetem Waldgebiet aus. Die 25 Quelfassungen schütten im Jahreschnitt zwi-

schen 50 bis 80 l/sec Trinkwasser. Die lange Verweildauer des Wassers in den verschiedenen geologischen Schichten reinigt das Niederschlagswasser gründlich. Da das Einzugsgebiet und die Umgebung meist Wälder sind, die landwirtschaftlich wenig genutzt werden, kann man auf eine sichere Wasserversorgung schließen.

Die Brunnenbecken

Einige Brunnen zeigen noch die alte Gliederung in zwei Brunnenbecken. Der einstmalige Zweck lag darin, dass zum größeren Haupttrog, in welchem das Frischwasser zugeleitet wird, die Bauern ihr Vieh zur Tränke führten. Erzählt wurde, dass ein Bauer umso vermögender galt, je öfter er vom Stall zum Brunnen zur Viehtränke gehen musste. Von einem besonders schlaun Bauern wird geschildert, dass er mit ein und derselben Kuh sechsmal hin und her ging ... seine Angeberei war wohl weit größer als sein Besitztum.

Dem zweiten Brunnentrog wird das Wasser des Haupttroges zugeführt. Das Wasser in diesem Becken wurde von den Frauen zum Waschen der Wäsche verwendet. Diese und andere Tätigkeiten lassen darauf schließen, dass die Brunnen auch gesellschaftliche Treffpunkte und Orte der Kommunikation waren.

Ein Großteil der Becken der sogenannten Traditionsbrunnen stammt aus der Zeit zwischen 1870 und 1910. Die Tröge aus Granit lösten die vorher gebräuchlichen Holztröge ab. Bei einigen alten Becken sind noch die Initialen des Steinmetzes zu sehen. In manchen Orten im Oberen Gericht sind heute noch Brunnen mit Holztrögen zu finden (z.B. in Fiss). Die Brunnen im Imster Stadtgebiet wurden im Laufe der Jahrhunderte versetzt, befanden sich diese doch meist im Zentrum von Gassen und Straßen. Durch Bauarbeiten, Straßenerweiterungen u.ä. mussten die Standorte der Brunnenbecken samt Brunnensäule und Schutzpatron verändert bzw. an einem geschützten Platz in der Nähe neu aufgestellt werden. Oft waren auch die Tröge zu groß geworden und eine Neuaufstellung brachte ein kleineres Brunnenbecken mit sich. Moderne Brunnenanlagen zeigen anstatt der Granittröge Becken aus Beton.

Die „Brunnenheiligen“

Bei einer genauen Bestandsaufnahme der Brunnen als auch der Brunnenheiligen eröffnete sich die Schwierigkeit, die geschnitzten, meist mehrfach gefassten bzw. übermalten Figuren zuzuordnen. Leider fehlen Archivaufzeichnungen, mündlich erzählte Erinnerungen bieten ebenso keinen kunsthistorischen Nachweis. Anzunehmen ist, dass viele Brunnenstatuen aus Holz aus den Werkstätten der im 18. und 19. Jahrhundert tätigen Bildhauerfamilien stammen und oft unterschiedliche Hände die Gesamtfigur entstehen haben lassen. Auch darf nicht vergessen werden, dass der Schutz einer musealen Innenraumausstellung bei Brunnenfiguren nicht gegeben ist und diese Kunstwerke meist Sonne und Wind, Regen und Schnee über viele Jahre ausgesetzt waren. Dies erforderte oftmalige, vielleicht nicht immer fach-



männliche Restaurierung oder Fassung, manchmal wurde das Original zum Schutz auch durch eine Kopie ersetzt ... genaue Aufzeichnungen sind leider nicht erhalten, um der Entstehungsgeschichte der Brunnenheiligen nachzuspüren.

Namensgebend für den Brunnen ist die Schutzpatronin oder der Schutzpatron bzw. die dargestellte Heiligenfigur, auch kann der Aufstellungsort den Brunnen bezeichnen und so haben einige Brunnenanlagen zwei Bezeichnungen.

„Imst Wasser“

Seit einigen Jahren gibt es in Imst in Zusammenarbeit von Imst Tourismus, Stadtgemeinde und der Imster Brunnengemeinschaft intensive Bestrebungen, Brunnenbecken zu renovieren, instand zu halten und nach und nach die künstlerisch hochwertigen Brunnenfiguren zu restaurieren. Einheitliche Tafeln wurden an den renovierten Brunnen aufgestellt und informieren all jene, die sich dafür interessieren.

Zwei Rundwege – der „Obere Brunnenkroas“ und der „Untere Brunnenkroas“ – können mit Hilfe einer Broschüre („Imst Wasser“), welche im Tourismusbüro erhältlich ist, entlang der Brunnen in der Ober- bzw. der Unterstadt besritten werden. Eine kulturgeschichtliche Verbindung bilden die Informationen auf den Tafeln bzw. in der Broschüre. Neben der Nennung des „Brunnenheiligen“ und seines Gedenktages wird auch auf die zugeschriebene Künstlerin bzw. den Künstler hingewiesen. Eine künstlerische Darstellung der Wasserqualität, entwickelt von Masaru Emoto (Japan) in beeindruckenden Kristallbildern spannt den Bogen in das Heute.

^ **Imster Schemenlaufen, Postkarte nach einem Werk von Thomas Walch, um 1925**
Am Brunnen ist die Szene des „Brunnenführers“ erkennbar

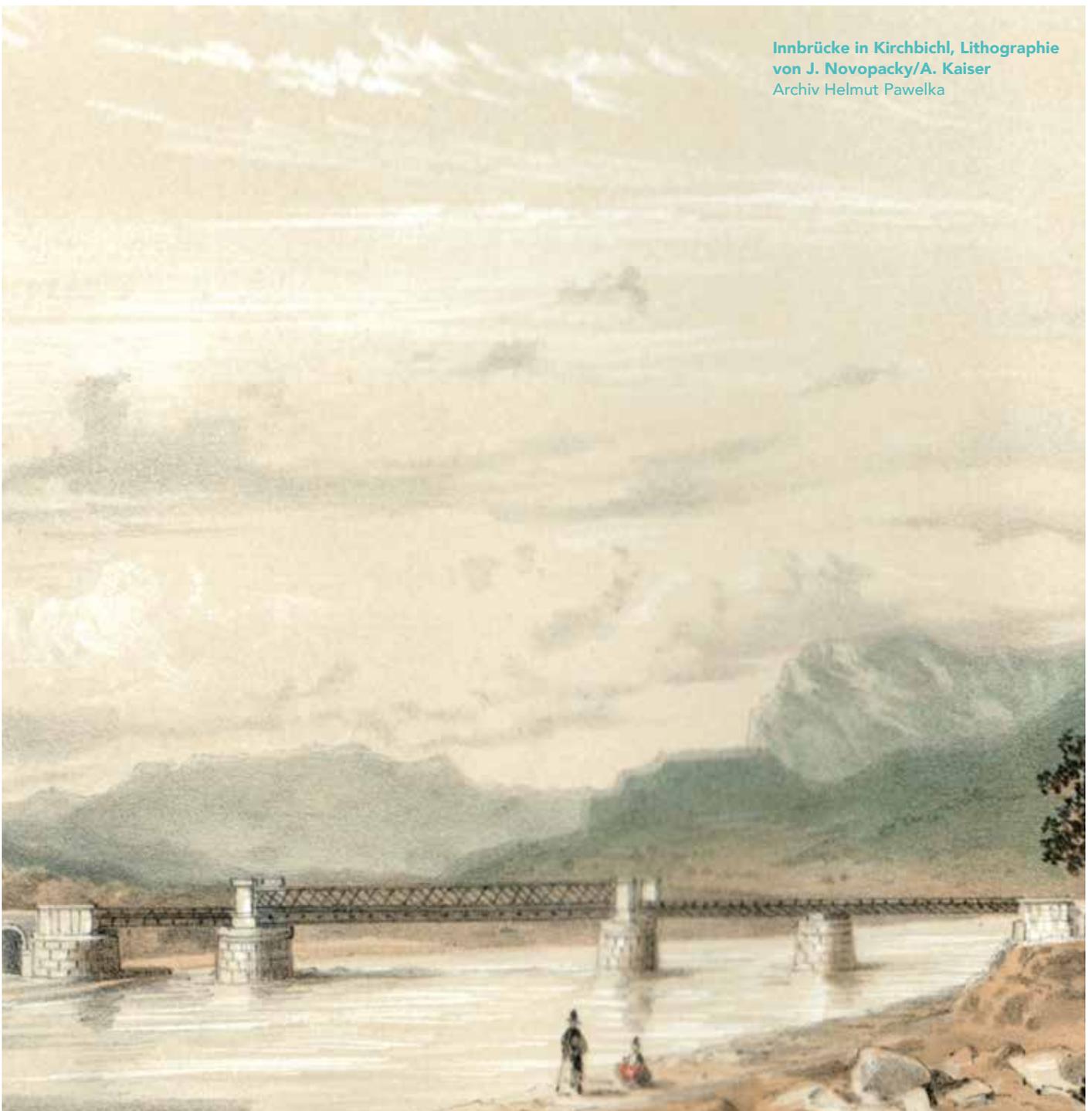


^ **Thomas Walch Brunnen. Aus Laaser Marmor gestaltete Prof. Elmar Kopp anlässlich des 20. Todestages von Thomas Walch im Jahre 1965 unter Mithilfe des Steinmetz Ander Sager sen. diesen beeindruckenden Brunnen**
Foto: Simone Gasser

Wünschenswert ist die Fortführung der Bestrebungen rund um die Brunnenvielfalt in Imst und die andauernde Besinnung auf das kostbare Gut Quellwasser, dessen ständige Verfügbarkeit wohl nicht als selbstverständlich angesehen werden darf!

Spektakuläre Eisenbahnbrücken in Tirol

Innbrücke in Kirchbichl, Lithographie
von J. Novopacky/A. Kaiser
Archiv Helmut Pawelka



1858: Der Bau der k. k. Nordtiroler Staatseisenbahn Kufstein-Innsbruck (Carl Ritter von Ghega und Franz Winkler)

Unablässige Schwierigkeiten begleiteten die dritte Innüberquerung (nach Innsbruck und Brixlegg) bei Kirchbichl (Bichlwang). Zunächst als fünf bogiges Bauwerk in massivem Stein geplant, stand der erste Pfeiler nur wenige Tage, denn im Juni 1856 kam eines der schlimmsten Hochwasser. Wie rasch Naturgewalten die besten Pläne umstoßen, verzeichnete Bauleiter Winter in seinem Baubericht: „... stieg plötzlich der Fluss durch das auf den Hochgebirgen eingetretene Thauwetter zu einer bedeutenden Höhe und staute sich oberhalb der Brücke, wornach er zwischen den Pfeilern und unterhalb derselben einen Absturz bildete. Die nächste Folge hiervon war eine so tiefe Unterkolkung des rückwärtigen Theiles des 3. Mittelpfeilers, dass dieser ungeachtet seiner sehr soliden Fundierung unterwaschen wurde, und ungefähr auf ein Dritttheil seiner Länge einstürzte.“ An eine Instandsetzung des Pfeilers sei nicht zu denken, berichtete Winter.

Doch Oberingenieur Winter war als Techniker sehr flexibel. Nun sollte den Inn eine eiserne Gitterbrücke überspannen, deren Gitterstäbe in rechtem Winkel aufeinander trafen. Jener Teil, der auf den Pfeilern zwei und vier auflag, wurde wegen der größeren Spannweite höher als der übrige Teil ausgeführt. Noch eine Besonderheit zeichnete die Brücke aus: Nur hier verlegte man die Schienen auf hölzernen Langschwelen, überall sonst die üblichen Querschwellen. Obwohl für zwei Gleise bemessen, ließ die Bauleitung in Schwaz zunächst nur ein Gleis herstellen. Zur Erzeugung der Eisenkonstruktion wurde eine eigene Werkshütte am Innufer errichtet. Das Gusseisen stammte aus Tirol, Nieten und Walzeisen bezog man vor allem aus England und Belgien. Am besten und unüberhörbar leitete eine mit Dampf betriebene Bohrmaschine die neuen Zeiten ein. In ihrer Nähe verstand man zwar kaum sein eigenes Wort, doch sie sparte Kräfte und Arbeitskräfte. 230 Mann verpflichtete allein diese Baustelle.

1858 vermerkte der „Bothe für Tirol und Vorarlberg“ erleichtert: „Die Zahl der fremden Arbeiter im Bezirke von Kufstein, welche die Eisenbahn, die beiden Bahnhöfe in Kufstein und Wörgl, die Brücke bei Bichlwang [...] beschäftigten, beliefen sich im laufenden Jahre auf 3-4000, und man bemerkte unter denselben viele Italiener. Der größte Teil davon hat sich nunmehr entfernt.“ Auf verständliches Interesse stieß die Belastungsprobe der Bichlwanger Brücke: „Vorerst bewegte sich das Lokomotiv allein über dieselbe und erst dann, als man sich die Überzeugung verschafft hatte, dass das Werk mit voller Beruhigung befahren werden kann, folgten die fünf Wägen, aus welchem der Zug, abgesehen von dem Lokomotiv bestand, nach. Der Riesenbau, er hatte seine Probe bestanden.“

1927, vier Jahre nach Beginn der Elektrifizierung der Strecke, überbrückte man die Mittelöffnung durch ein Stahltragwerk in Fachwerksbauweise. Aber auch dieser Konstruktion war kein langes Leben beschieden. Da Tirol inzwischen zur Reichsbahndirektion München gehörte, lieferten im Jahr 1942 Maschinenfabriken von Augsburg und Nürnberg die Vollwandträger. Mit Spannweiten von je mehr als 45 Metern liegen sie noch heute auf zwei Flusspfeilern auf. Aus der gleichzeitigen Trassenkorrektur ergab sich die neue Lage der Brücke, die Linienführung wurde flüssiger und eine hohe Geschwindigkeit möglich. Obwohl im Zweiten Weltkrieg wiederholt das Ziel alliierter Luftangriffe, widerfahren dem Bauwerk keine irreparablen Schäden.

1867: Die Brennerbahn Innsbruck-Bozen (Carl von Etzel und Wilhelm Pressel)

Südbahn-Baudirektor Ingenieur Etzel vermied kostspielige Überbrückungen von Wasserläufen. Er ersetzte sie oft, indem er die Flüsse verlegte. Pressel, als Verantwortlicher für den Unterbau, bekannte sich zu einer vereinfachten Bauweise, gepaart mit jeder erdenklichen Sicherheit. Er suchte daher in Absprache mit Etzel den Bau der kostspieligeren Eisenbrücken zu reduzieren und das vorhandene Steinmaterial auszunützen.

Auf der Nordrampe Innsbruck–Brenner gab es eine ihrer Streckenkürze entsprechend kleine Anzahl Brücken aus gemauertem Bauwerk mit je einem Gewölbe. Am längsten war die Sonnenburgbrücke mit einer Spannweite von 80 Fuß: 25,3 Meter. Mit 19 Meter, beziehungsweise 15,8 Meter kürzer waren die Sillbrücken bei Matrei und Steinach. Auf einem weitausladenden Konsolgesims gestaltete man schmiedeeiserne Geländer. Für Streckengeher der nötige Gehweg und Schutz, denn die Strecke wurde regelmäßig abgegangen, um die Betriebssicherheit festzustellen. Die hohe Qualität der Brücken zeigt ihr unverwüstliches Durchhaltevermögen. Auf Nordtiroler Seite wurde die Sillbrücke bei Steinach in Kilometer 92,808 im Zweiten Weltkrieg zerstört und 1947 durch ein Stahlbetongewölbe ersetzt. Die Sonnenburgbrücke in Kilometer 78,510 und die Matreier Sillbrücke in Kilometer 92,025 stehen unverändert mit ihrem Gewölbe von 1867, das dem schweren Achsdruck heutiger Züge ebenso standhält wie einst. Pressels Gitterbrücken waren bereits um 1900 veraltet, obwohl sie zur Bauzeit einen großen technischen Fortschritt bedeuteten.

1875: Die Moosbachbrücke an der Giselabahn = Salzburg-Tirolerbahn (Carl Ritter von Keissler, Carl Hornbostel)

Die Moosbachbrücke ist zweifellos das spektakulärste Bauwerk kurz vor der Einfahrt in den Bahnhof Fieberbrunn. Sie quert in beeindruckender Höhe Moosbach und Pillerseestraße. 1875 wurde in der Lage des jetzigen



Stahlbetongewölbes eine Brücke als Strebenfachwerk mit oben liegender offener Fahrbahn gebaut. Herausragende Ingenieurskunst zu einer Zeit, als noch ein einziges Gleis dem geringen Zugsverkehr genügte. Wegen der großen Spannweite von rund 60 Meter wurden zwei Tragwerke erforderlich, die einerseits auf dem Hauptpfeiler, andererseits auf den beiden Widerlagern ruhen. Besonders markant wirkte der 25 Meter hohe Hauptpfeiler.

1912/13 wurde für den zweigleisigen Betrieb die Brücke in neuer, südlicher Lage errichtet. Das 35,45 Meter lange Tragwerk 1 (die Nummerierung geht von Salzburg aus in Richtung Wörgl) hatte ein Gesamtgewicht von 109 Tonnen. Konstruiert als ein parallelgurtiges Strebenfachwerk mit obenliegender offener Fahrbahn. Das Tragwerk 2 bestand ebenfalls aus Martin-Flusseisen, war 23 Meter lang mit einem Gewicht von 53,45 Tonnen. Die Widerlager und Pfeiler aus Beton verkleidete man mit Naturstein. Der Widerlagerwinkel lag bei 90°. Dazu kamen die Tragwerke 3 und 4, sie wurden als Gewölbe in Beton mit Natursteinverkleidung erbaut.

1884: Die Trisannabrücke an der Arlbergbahn Innsbruck-Bludenz (Julius Lott und Ludwig Huss)

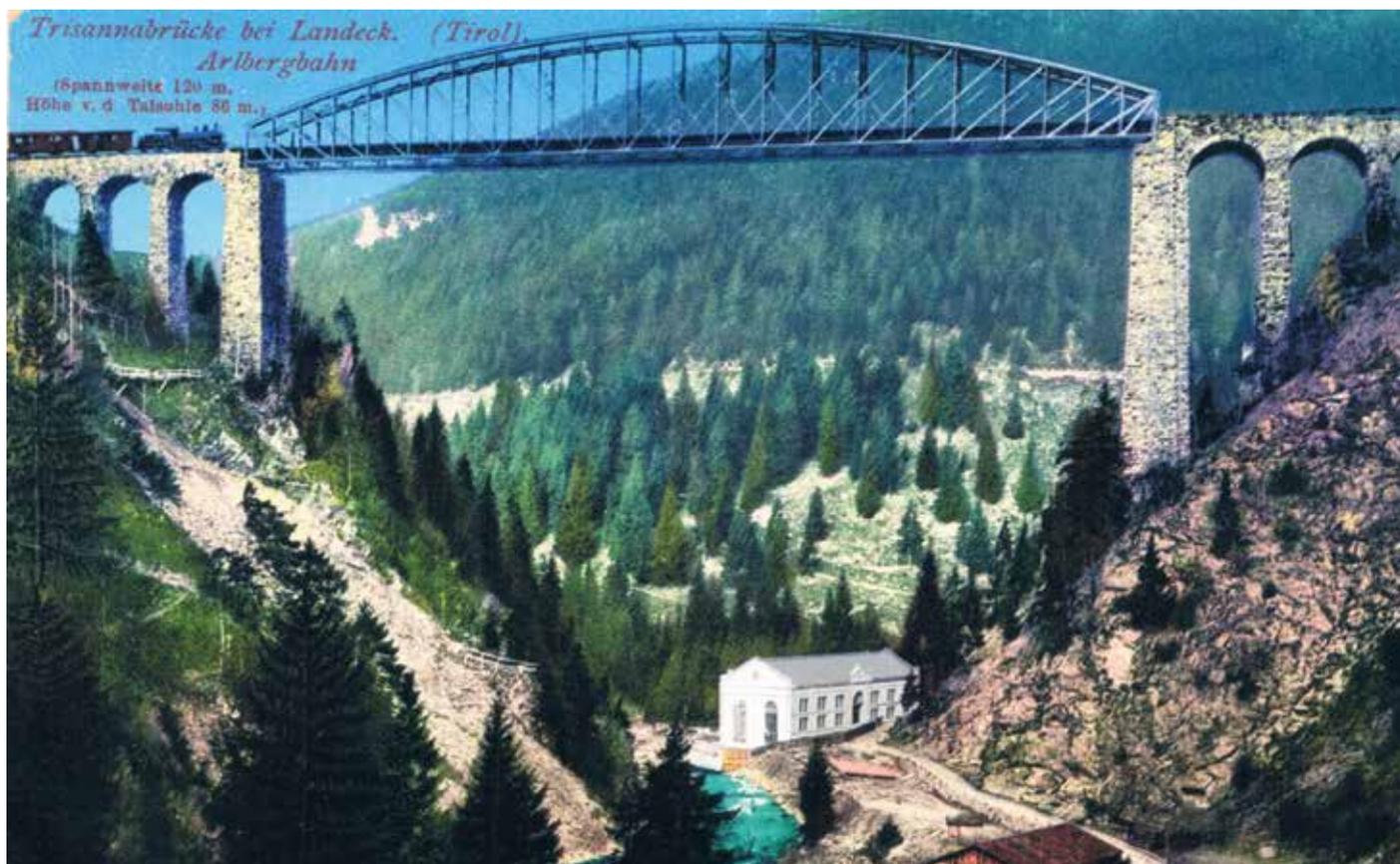
Zwei technische Meisterleistungen charakterisieren die Arlbergbahn. Zum einen der mehr als zehn Kilometer

Moosbachbrücke – Fieberbrunn, um 1875 Foto: Oscar Kramer – Archiv Helmut Pawelka

lange Arlbergtunnel, zum anderen die höchste Brücke der Strecke, die Trisannabrücke. Julius Lott, für die Gesamtplanung verantwortlich, beauftragte Ludwig Huss, den Leiter der Direktionsabteilung für Unter- und Brückenbau, mit der heiklen Ausführung. Lott selbst verstarb schon 1883 an Tuberkulose.

An der Ostrampe zwischen Landeck und St. Anton am Arlberg gelegen, quert die Trisannabrücke das Paznauntal, das an dieser Stelle rund 230 Meter breit ist. An den Seitenhängen tritt steiler Fels zu Tage, an der Ostseite von Schloss Wiesberg gekrönt, die Westseite trifft ebenfalls auf Gebirge. Trotzdem fanden Probebohrungen im Tal bis in eine Tiefe von zehn bis 15 Meter keinen Fels. Damit musste man die Möglichkeit ausschließen, hier hohe und schwere Pfeiler zu bauen. Der damals üblichen Konstruktionspraxis, über solche Täler massive Bogenbrücken auszuführen, stand die große Spannweite im Weg.

Ludwig Huss entschied sich letztendlich für einen Kompromiss zwischen Eisen- und Gewölbebau. Die Mittelöffnung wurde mit einem Halbparabelträger in Fachwerkbau mit einer Spannweite von 120 Meter überbrückt. Die Höhe der Parabelform betrug in der Mitte 16 Meter, an den beiden Enden 5,25 Meter. In dieser Bauart glaubte man eine



Trisannbrücke, um 1890
Foto: Archiv Helmut Pawelka

gewisse Betriebssicherheit zu sehen, dass entgleiste Fahrzeuge an den seitlichen Fachwerkwänden aufgefangen und vor einem Absturz bewahrt würden. Die Fahrbahn der eingleisigen Brücke lag unten. Die eiserne Konstruktion bestand aus Flusseisen und war in ihren Teilen zusammengenietet. Das Gesamtgewicht ohne die Lager betrug 465 Tonnen. Damit gelang Huss eine der größten Balkenträgerbrücken Europas, 87 Meter über dem Tal.

Daran schlossen sich östlich in Richtung Landeck drei gewölbte Seitenöffnungen, in Richtung St. Anton am Arlberg vier. Ihre lichte Bogenweite beträgt einheitlich neun Meter. Mit der Mauerung der beiden großen Pfeiler, 55 und 58 Meter hoch, begann man im Juli 1883. Außer im Winter wurde ununterbrochen gearbeitet, nachts bei elektrischer Beleuchtung. Für Bruch- und Quadersteine sorgten Findlinge und Felsblöcke aus der Umgebung und ein naher Bergsturz. Ein dampfbetriebener Aufzug hievte die bearbeiteten Steine hoch auf das riesige Lehrgerüst. Die Steine für das Bahnniveau transportierte ein Schrägaufzug. Grundsätzlich wurden Bruchsteine verbaut, jedoch alle zehn Meter zur Erhöhung der Stabilität eine Schicht Quadersteine eingezogen und alles mit einem Betonmörtel verbunden. Die eigentlichen Bauarbeiten begannen schon im November 1882 mit den Tiefbauarbeiten. Bereits während der Errichtung der beiden Hauptpfeiler beobachtete man eine langsame, jedoch merkliche Neigung in Richtung Talmitte. Bis zur Fertigstellung des Viadukts 1884 waren es bereits 19 cm an beiden Seiten! Dabei waren die Hauptpfeiler entgegen der ersten Entwürfe voll ausgemauert, um den Ge-

wölbeschub aus den Seitenfeldern aufzunehmen. Auch in den Gewölben wurden Risse längs und quer zur Gleisachse festgestellt. Grund war vermutlich überhastetes Mauern mit zum Teil ungeeigneten Bruchsteinen. Diese Verformungen und Risse veranlassten, eine ständige Überwachung einzurichten. Trotzdem war die Verkehrssicherheit nicht gefährdet, so dass am 21. September 1884 der Gesamtverkehr aufgenommen wurde. Die Brücke liegt in einer Steigung von 25 Promille und wurde 1964 erneuert.

1912: Die Schloßbachbrücke an der Mittenwaldbahn Innsbruck-Mittenwald (Josef Riehl, Karl Innerebner und August Mayer)

Dieser Brückenbau zwischen Hochzirl und Reith stellte Ingenieur Riehl sicher vor eine der größten logistischen Herausforderungen. Sein 1907 ausgearbeitetes Detailprojekt sollte den Schloßbachgraben im Anschluss an den gleichnamigen Tunnel mit einem gemauerten Viadukt passieren. Am 18. Oktober 1910 erklärte noch Oberingenieur August Mayer während einer Führung interessierter Fachleute, „das bedeutendste Objekt soll die Überbrückung des Schloßbachgrabens werden, als Stampfbetongewölbe von 52 Metern Weite und 13 Metern Pfeilerhöhe“. Im Jahr 1911 hatte Riehl den Plan verworfen. Er entschied sich für eine Eisenkonstruktion.

Zuvor hatte man für die Schloßbachbrücke zwei mächtige, rund zwölf Meter hohe Widerlager leicht abgeschrägt in die beiden, fast senkrechten Talseiten der Schlucht betonierte.



^ **Schlossbachbrücke mit Sonderzug am 30.5.1992**
Foto: Kurt Feuerfeil, Wien

Zwei massive Granitblöcke, in die Widerlager einbetoniert, stützten als eigentliche Auflagepunkte die Eisenkonstruktion. Um die Brückenteile zusammensetzen, streckte sich ein hölzernes Lehrgerüst rund 70 Meter in die Höhe. Das Fundament bildeten zwei aus je neun Jochen gezimmerte große Holzpfeiler, die sich nach oben verjüngten, und ein kleinerer Holzpfeiler an der linken Tallehne. Am 12. Juli 1912 meldeten die Zeitungen, „die Montage der eisernen Schloßbachbrücke wird in diesen Tagen vollendet“.

Die zweithöchste Eisenbahnbrücke Tirols entstand aus Martinflusseisen, wobei die Hauptöffnung als Bogenfachwerk von 56,34 Meter Stützweite konstruiert wurde. Die jeweils nur 3,5 Meter überspannenden Tragwerke 1 und 3 wurden als Blechwandträger aufgebaut; sie sind die Fortsetzung der Schwellenträger der Mittelöffnung. Damit hat die Brücke eine gesamte Spannweite von über 67 Meter, ihr Gewicht liegt bei über 232 Tonnen. Ein auskragender Revisionssteig erlaubt Kontrollgänge und Reparaturarbeiten.

Auch hier wurden die Eisenteile miteinander vernietet und gegen Rost gestrichen. Am Originalzustand hat sich kaum etwas verändert, was für die hohe Qualität von Konstruktion und Stahl spricht.

In dieser unzugänglichen Bergwildnis baute Riehl sein wohl ästhetischstes und technisch vollkommenstes Werk, sichtbar nur für den einsamen Bergwanderer. Oder wie es eine Zeitung ausdrückte: „Die gewaltige Schloßbachbrücke, deren Nichtvollendung eines der Haupthindernisse für eine rechtzeitige Bahneröffnung war, macht nach ihrer Fertigstellung mit ihrer enormen Spannweite über der tosenden Schloßbachklamm einen imposanten Eindruck, der vor allen Dingen beim Befahren der Brücke seine Wirkung auf die Reisenden nicht verfehlen wird“. Leider ist dem Reisenden nur ein kurzer Blick zwischen Schlossbach-Tunnel und Pflögertal-Tunnel auf die atemberaubende Aussicht dieser Sehenswürdigkeit vergönnt.



**Silvius und Sophia
Magnago auf der
Etschbrücke bei
Auer, im Hintergrund
die Eisenfachwerk-
brücke von Gmund.**

Foto: Südtiroler
Landesarchiv,
Sammlung
Silvius Magnago,
Nr. 3728

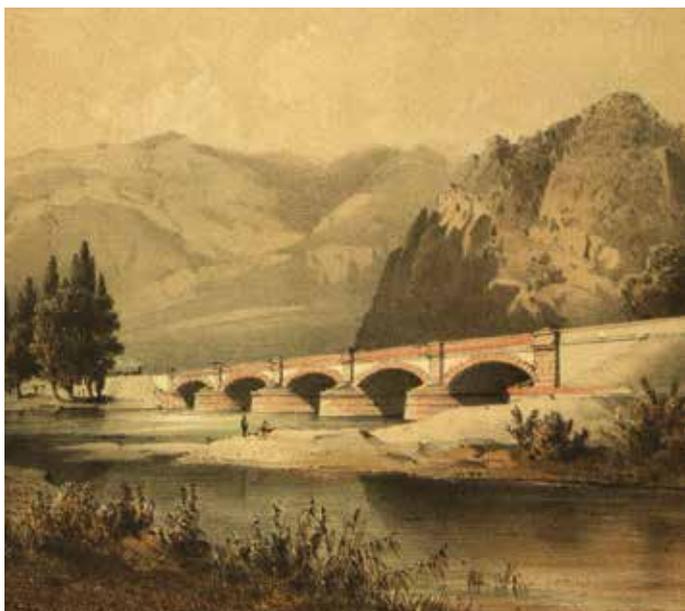
Eisenbahnbrücken, Wegweiser in der gebauten Landschaft



Brücken lassen nicht gleichgültig. Manche bezaubern, andere versetzen in ehrfürchtig-furchtsames Staunen. Und sie sind allgegenwärtig – nicht nur als tatsächliche Bauwerke, sondern auch als Bilder, die unser Denken und Fühlen zuweilen mit der politischen Geschichte eines Ortes verknüpfen. Beispiel dafür: Die Brücke von Mostar, die vor 20 Jahren im Bosnien-Krieg gesprengt und heute völkerverbindend wieder Ost mit West verbindet. Brücken haben in der Literatur und Kunst eine große Rolle gespielt. So gab sich eine 1905 in Dresden gegründete Künstlergruppe den Namen „Die Brücke“, sei es, weil die beteiligten Künstlerinnen und Künstler zum „Uferwechsel“ – zum Verlassen der Konventionen – waren; sei es, weil sie von den Brücken Dresdens fasziniert waren. Geläufig sind uns Redewendungen wie: Brücken schlagen, goldene Brücken bauen, die Brücken hinter sich abbrechen. Einst Wegbereiter des technischen Fortschritts, der Menschen und Waren einander nähergebracht hat, haben gerade in Südtirol und in weiterem Sinne in Tirol die Brücken einen ganz besonderen Stellenwert. Sie tragen wesentlich zur Identität unserer Heimat bei, wenn man darunter vertraute Räume mit ihrer Landschaft, atmosphärische Klänge, Bauten, Wege, Sprache und die Geschichte ihrer Bewohnerinnen und Bewohner versteht. Die Brücken zur Überwindung der engen Täler, als Befreiung und Überwindung der Grenzen, Brücken als Wegweiser in der gebauten Landschaft, die dadurch zu etwas Besonderem wird. Viele große und kleine Brücken, deren Erbauer im harten Kampf mit den wetter- und ortsbedingten Gegebenheiten der Natur neue Lebensräume abgerungen haben, sind schon allein deswegen Pionierprojekte, weil sie heute wie früher neue Orte erschließen und mit ihrer Identität definieren.

Andrea Palladio:
„Brücken müssen zweckmäßig, schön und dauerhaft sein“

Das Wort Brücke leitet sich aus dem altgermanischen Wort *brugjo* ab, was so viel bedeutet wie Prügel, Baumstamm. Das Rundholz wurde ursprünglich für Übergänge im sumpfigen Gelände verwendet. Diese Deutungen dürften darauf verweisen, dass über Bäche gefallene Äste und Bäume einst als Vorbilder gewirkt und über ihren unmittelbaren



^ **Die Eisenbahnbrücke von Gmund, Farblithographie von Gottfried Seelos** Foto: aus „Die Nord- und Südtiroler Eisenbahnen“, Wien 1860

Gebrauch hinaus einen Anstoß zum Hinübergreifen, Projektieren und Bauen gegeben haben.

Brücken dienten nicht nur der Überwindung von Hindernissen, der Querung von Flusstälern und Schluchten, sondern auch zur Festigung der politischen Machtposition. Allen voran die Römer sahen im „Pontifex“, im Brückenbauer, den Priester, der neben seinem technischen Wissen den Göttern gegenüber bemächtigt war, während des Brückenschlags die Versöhnung mit den Göttern, insbesondere dem Flussgott, und die Duldung des Übergangs zu erbitten. Bei den Römern waren die Brückenbauer Würdenträger mit einem festen Sitz im Kapitol. Insbesondere im Mittelalter herrschte die Meinung, dass so gewagte Konstruktionen nicht ohne die Hilfe von Dämonen erbaut werden könnten. Daraus dürfte sich auch der Aberglaube ableiten, dass die Seele des Ersten, der eine neue Brücke passiert, dem Teufel verschrieben sei.

Viele Jahrhunderte hat es gedauert, bis erstmals die üblichen Tragwerke aus Stein und Holz 1779 im englischen Coalbrookdale durch die erste gusseiserne Bogenbrücke im Zuge des Bahnbaues abgelöst wurden. Mit der industriellen Erzeugung von Roheisen und der Erschließung der alpinen Landschaft im 19. Jahrhundert über den Schienenweg nahm der Eisenbrückenbau seinen Aufschwung. Neue Maßstäbe gesetzt hat 1867 Ingenieur Karl von Etzel mit dem Bau der 127 Kilometer langen Brennerbahn von Innsbruck bis Bozen und vor ihm Ingenieur Alois von Negrelli, einem Schüler des Grauner Ingenieurs Josef Duile, mit der Bahn Verona-Bozen, die 1859 eröffnet wurde. In Fortsetzung der Bestleistungen im Ingenieurbau hat Josef Riehl, der Eisenbahnvater Tirols, mit kühnen Bahnprojekten technisches Neuland geschaffen.

Brücken als prägende Konstruktionen, wenn sie in Beziehung zur Landschaft gesetzt wurden, haben stets den Brückenschlag der Zivilisation zur Natur geschafft.



^ **Die Eisenbahnbrücke von Gmund im heutigen Bestand** Foto: Peter Kasal

Die hervorragenden Bauwerke der Brennerbahn belegen den technischen Fortschritt, der heute zur Geschichte geworden ist. Heute wie damals erfordert ein Brückenbau einen präzisen Planungsprozess, die Berücksichtigung von Funktion, Material, Baumethode und Berechnung, landschaftlicher Einbindung sowie der Verkehrslasten.

Fachwerkbrücken sind aufgelöste Tragwerkkonstruktionen, deren Stäbe auf Druck oder Zug beansprucht werden. Der Vorteil ist ein geringer Materialverbrauch. Nach 1850 wurden die engmaschigen Gitterträger dank dem Einsatz von stählernen Walzprofilen, die größere Kräfte abtragen konnten, durch weitmaschigere Fachwerke ersetzt.

Brücke von Gmund, Auer

Die erste Eisenbahnbrücke Südtirols war jedoch keine Eisenfachwerkbrücke, sondern die steinerne Bogenbrücke von Gmund bei Auer, die nach Plänen von Alois von Negrelli erbaut und 1859 für den Bahnverkehr frei gegeben worden war. Die Etsch-Brücke bestand aus fünf Feldern, jedes mit einer lichten Weite von 15 Metern und einer Pfeilerhöhe von zwei Metern. Die Ziegelgewölbe an den Stirnseiten waren kunstvoll mit Steinquadern verkleidet. Über den mächtigen Kunstbau führte das Gleis der Bahn sowie ein zweites Blindgleis, das zu einem späteren Zeitpunkt in Betrieb ging. Das darauf wuchernde Gras und jenes an den Böschungen soll so ergiebig gewesen sein, dass der Bahnwärter davon sogar eine Kuh ernähren konnte. Doch das Bauwerk war von kurzer Lebensdauer. Denn anlässlich der verheerenden Überschwemmungen von 1882 stauten sich an den zu niedrigen Pfeilern die mächtigen Wassermassen der Etsch und richteten großen Schaden an. Die k.u.k. Südbahngesellschaft hat die Gmunder Brücke durch eine monumentale, genietete eiserne Bogenbrücke mit einer gesamten Spannweite von 120 Metern ersetzt. Am 4. Juli 1889, fast zeitgleich mit der Einweihung des Eiffelturms in Paris, fuhren vier schwere Dampflokotiven mit Tender zur Belastungsprobe über die Brücke.



^ Röhlebrücke um 1991 Foto: Walter Niedermayr, Bestand Kuratorium Technische Kulturgüter

cke, die dann für den Bahnverkehr freigegeben wurde. Das Einzugsgebiet der Gmunder Brücke wurde bekannt auch als die „Hölle Südtirols“, weil während des Zweiten Weltkriegs von August 1944 bis April 1945 über hundert Großangriffe aus der Luft gezählt wurden. Die schöne Bogenbrücke landete als Wrack in den Wassermassen der Etsch. Die italienische Bahnverwaltung hat 1949 die hölzerne Notbrücke durch eine gerade Eisenfachwerkbrücke ersetzt, über die heute der gesamte Nord-Süd-Bahnverkehr abgewickelt wird.

Röhlebrücke, rekordverdächtig

Die Gitterkonstruktion der 1867 vorerst eingleisig befahrbaren Röhlebrücke an der Grenze der beiden Gemeinden von Waidbruck und Barbian hat mit 57 Metern die größte Spannweite der Brennerbahn im Eisacktal. Allein die Vorarbeiten dauerten ab 1861 fast drei Jahre. 1864 war Baubeginn. Zusätzlich zum Kampf mit den Naturgewalten erfolgte mitten in der günstigsten Bauphase im Jahr 1866 wieder ein österreichisch-italienischer Feldzug, zu dem vor allem italienische Bahnarbeiter einberufen wurden. Trotzdem konnte nach etwa vier Monaten zwischenzeitlichem Baustopp die Eröffnung am 24. August 1867 stattfinden.

Auch dem Hochwasser im Krisenjahr 1882 hielt die Brücke stand. Die Brücke wie auch die gesamte Brennerstrecke war seit 1908 durchgehend zweigleisig befahrbar. 2007 wurde der Schienenweg durch die italienische Bahnverwaltung nach aufwendigen Bauarbeiten in den Schlerntunnel verlegt. Die Bahnbrücke war im Zweiten Weltkrieg Zielpunkt zahlreicher Bombenangriffe. Sie war für die Barbianer, wenn Regen im Anzug war, wegen des vermehrten Lärms der durchfahrenden Züge auch ein perfekter Wetteranzeiger. Heute verläuft über eine der beiden Brücken der Radweg, die andere ist stillgelegt. Die Röhlebrücke, ein Eisenfachwerkbau, ist wie andere Kunstbauten aus der Gründerzeit perfekt erhalten. Sie hat technikgeschichtlichen Einmaligkeitscharakter. Der vom Kuratorium für technische Kultur-

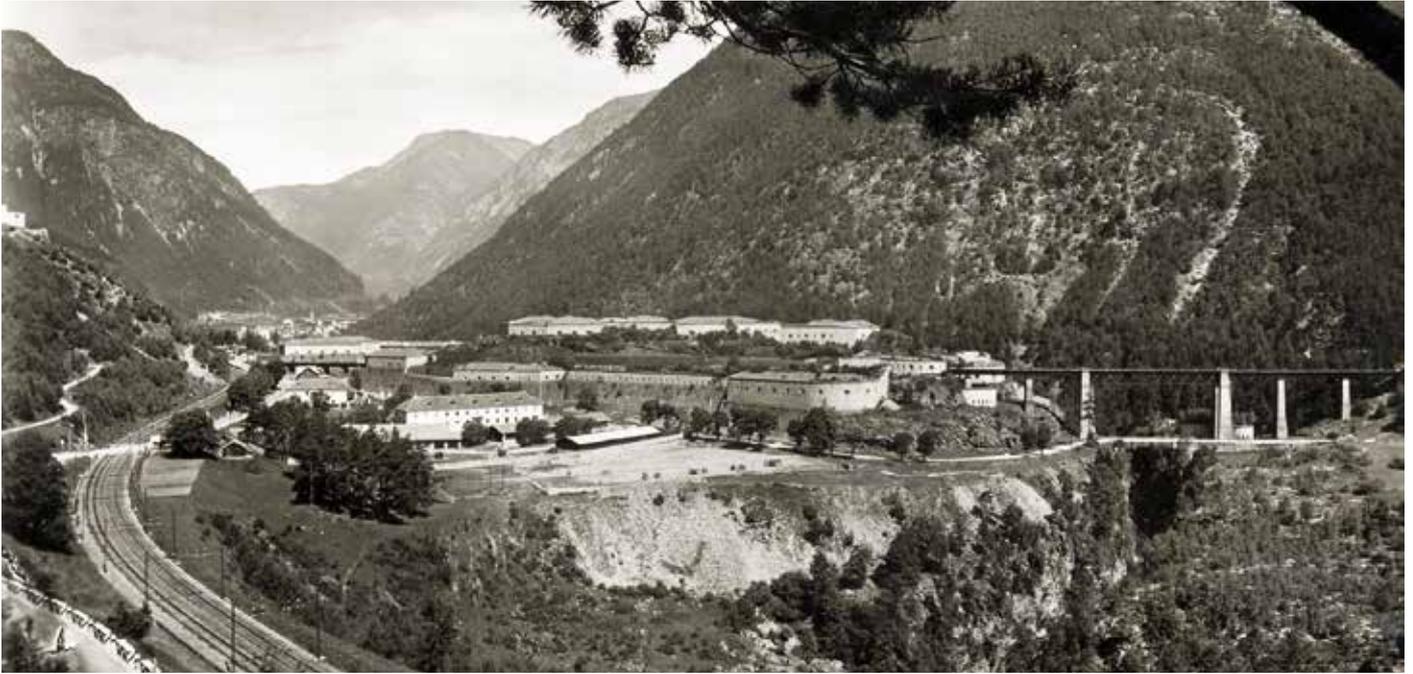


^ Über die Röhlebrücke führt heute der Eisacktaler Radweg Foto: Bestand Kuratorium Technische Kulturgüter

güter 2013 errichtete Infopoint am nördlichen Brückenkopf weist Wanderinnen und Wanderer sowie Radfahrerinnen und Radfahrer darauf hin. Auf wenigen Metern werden hier mehrere hundert Jahre Südtiroler Mobilitätsgeschichte erlebbar gemacht, denn in diesem Abschnitt verlaufen Bahn, Radweg, Staatsstraße und Autobahn sowie zahlreiche Fußwege und auch der Wasserweg des Eisacks eng nebeneinander. Der Schauplatz „Röhlebrücke“ reiht sich als Technikjuwel in die Technikmeile ein, die dem verzweigten Radwegenetz des Landes Südtirol folgt.

Weitere Etzel-Brücken an der Brennerbahn

Dass Karl von Etzels Stärke, abgesehen von seinen vielfältigen genialen Begabungen, im Brückenbau lag, beweisen die zahlreichen Brückenbauten, die stets den Prinzipien der Sparsamkeit, Dauerhaftigkeit und qualitätvoller Funktionalität folgten. Dies geht auch aus den zahlreichen Normalien für Brücken hervor.

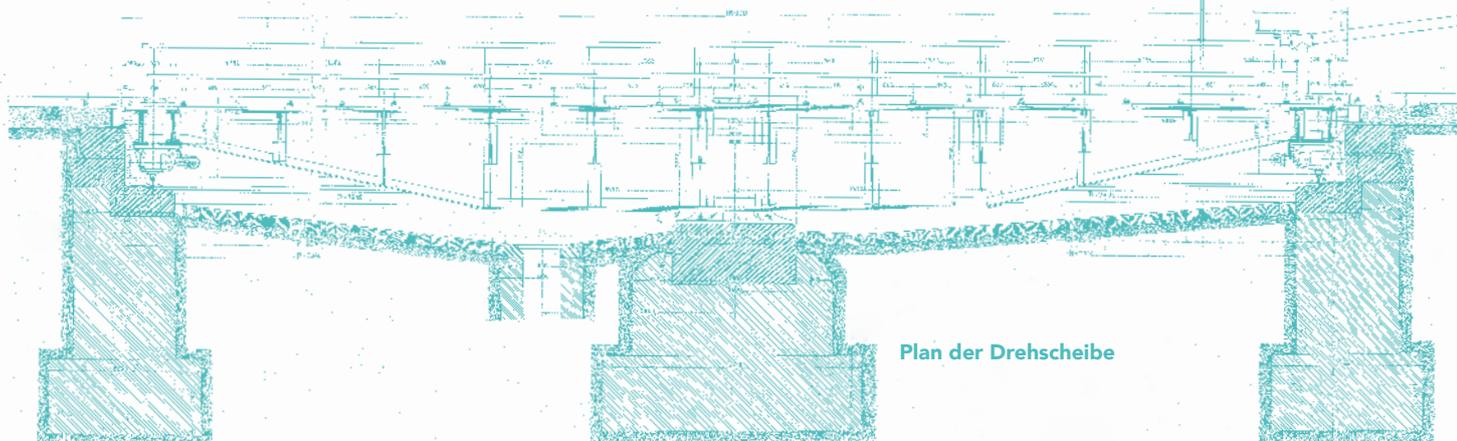


✓ Anlässlich der 150-Jahr-Feier der Brennerbahn wurde im August 2017 die Militärhaltestelle in der Festung Franzensfeste erstmals seit 1944 nach einer umfassenden Sanierung wieder geöffnet Foto: Werner Schröter

∧ Die Festung Franzensfeste und die Hohe Brücke über den Eisack. Mit sieben Öffnungen in gerader Linienführung und sechs aus Granitblöcken gemauerten Pfeilern war die Brücke seinerzeit eines der gewagtesten Bauwerke der k.k. Eisenbahnlandschaft. Seit 1871 wird die Brücke von der Pustertalbahn (Franzensfeste-Lienz) befahren Postkarte um 1920



∧ Historische Drehscheibe zum Wenden der Dampflokomotiven. Da das technische Baudenkmal dem Südzugang des Brennerbasistunnels weichen musste, wurde die funktionstüchtige Einrichtung an anderer Stelle am Bahnhof Franzensfeste originalgetreu wieder aufgebaut Foto: Oliver Jaist



Plan der Drehscheibe



Umgesetzt wurden Bahnbrücken bei Sterzing, wo eine 50,6 Meter lange Blechbalkenbrücke mit drei Öffnungen den Pfitscherbach überquert. Etzel setzte sie in Kurven und bei starkem Gefälle ein. Über den Breibach bei Blumau baute man eine zweiteilige Gitterbrücke.

Die Eisackbrücke bei Mauls (zwischen Freienfeld und Grasstein) mit einer Spannweite von 31,7 Metern wurde als gewölbte Steinbrücke aus Grassteiner Granit gebaut. Die Höhe der Konstruktionen lag bei 5,60 Metern, Zugabe waren phantastisch gestaltete Portale aus Gusseisen.

Die Eisackbrücke bei Atzwang wies zwei Spannweiten von je 25,4 Meter mit einem Mittelpfeiler auf. Das Baumaterial war Porphyrt aus der Umgebung. Trotz eines Winkels von 64 Grad zum Fluss vermied man ein schiefes Gewölbe. Etzel hatte sie vor seinem Tod noch als Gitterbrücke geplant. Alle anderen Eisackquerungen waren als Gitterbrücken konstruiert, so jene bei Albeins mit zwei schräg angeordneten Flusspfeilern und drei Durchlässen. Zwei Öffnungen überspannten je 25,3 Meter, die Mittelöffnung 30,3 Meter, was eine Länge von zirka 81 Meter ergab. 492.000 Kilogramm Schweißeisen und 7600 Kilogramm Gusseisen gelangten zum Einsatz. Sie war, wie alle anderen Gitterkonstruktionen, kunstvoll genietet. Die Gitterbrücke über den Eisack bei Kardaun war 31 Meter lang.

Die Hohe Brücke bei Franzensfeste

Eine ungewöhnlich kühne Konstruktion wählte Südbahn-Baudirektor Karl Prenninger für die Hohe Brücke über den Ei-

^ Die Hohe Brücke bei Franzensfeste wird vom Südtirolzug gequert Foto: Oliver Jaist

sack bei Franzensfeste. Die Brücke ruht auf sechs massiven Pfeilern. Im Querschnitt sind sie aus statischen Gründen kreuzförmig, wohl auch deshalb stützen die beiden mittleren Pfeiler heute noch die inzwischen mehrfach erneuerten Tragwerke. Ihre Höhe beträgt 32 Meter, an der Stützfläche der Träger messen sie immerhin noch 5,30 x 5,60 Meter und verstärken sich nach unten. Die anderen Pfeiler waren etwas niedriger mit 2,50 x 3,90 Meter im obersten Querschnitt. Zwei Widerlager, als „Pfeiler“ 1 und 8 bezeichnet, dienten als Auflage an beiden Brückenden. Zuerst musste das Lehrgerüst gebaut werden, eine gigantische Holzkonstruktion. Allein die Kosten für dieses Provisorium betragen 40.000 Gulden! Bei strategisch bedeutsamen Brücken waren für eine kontrollierte Sprengung Pulverkammern vorgesehen. In Franzensfeste dachten sich die Techniker etwas Besseres aus, um im Bedarfsfall dem Feind den Zugang zu versperren. Das Tragwerk zwischen Pfeiler 1 und 2 war beweglich und ließ sich um vier Meter zurückziehen. Es ist dokumentiert, dass die Brücke 1889 eingezogen wurde. Für den 16. April 1901 gibt es einen genauen Bericht: Eine 64 Mann starke Arbeitstruppe begann nach der Durchfahrt von Zug Nr. 402 um 12:20 Uhr mit den Arbeiten. Zuerst musste der Oberbau von 16 Arbeitern beim Pfeiler 2 abgetragen werden. Je zwei Mann standen bei Mittel- und Endpfeiler zum Aufsperrn der Konstruktion und zum Aufkeilen der Triebrollen bereit. Danach konnte der Gitterträger angehoben werden. 16 weitere Eisenbahner beeilten sich, die Eisenkonstruktion abzumontieren. Weitere 30 Mann hantierten an den Winden, um die Konstruktion vier Meter einzuziehen. In einer



^ Die heute baufällige Hängebrücke bei Mauls mit Steinportalen soll bald saniert werden Foto: Jürgen Schäfer

knappen halben Stunde war die Operation erledigt. Schließlich standen weitere 64 Arbeiter als Reserve bereit, insgesamt 128 Mann! Das Manöver, die Brücke zurückzuschieben, dauerte 18 Minuten. Nach weiteren 51 Minuten konnte der nächste Zug die Brücke befahren. Laut Befund der Kommission, bestehend aus Militärexperten und Vertretern der Südbahn-Gesellschaft: „Durch die Probe hat sich die Commission überzeugt, dass die Einzugsvorrichtung in vollkommen gutem und betriebsfähigem Zustand ist.“

Bis zur Abtretung der Bahn an die italienischen Staatsbahnen nach 1919 wurde der Einzugsmechanismus im Zweijahresrhythmus gewartet. In den 1970er-Jahren wurde im Zuge der Sanierungsarbeiten der Pustertalbahn das Triebwerk abgebaut. Die Trassenführung der Pustertalbahn (Franzensfeste-Lienz) durch die Festung Franzensfeste geschah auf Wunsch des Reichskriegsministeriums. Einige Kasematten mit Geschützbatterien mussten der Bahn weichen. Ingenieur Prenninger hatte vom Kriegsministerium die klare Weisung, die Trasse so zu planen, dass aus dem vorbei fahrenden Zug der Blick in die Festung verwehrt war. Am Eintritt des Schienenwegs in die Festung befindet sich heute die Militärhaltestelle, die seit 1944 unzugänglich war und auf Initiative des Kuratoriums für technische Kulturgüter 2017, anlässlich der 150-Jahr-Feier der Brennerbahn, wieder instand gesetzt worden ist.

Die Brennerbahn

Die Brennerbahn, die seit 1867 erstmals Bozen mit Innsbruck verbindet, wurde mit einem Low-Budget gebaut, ist jedoch gleichzeitig ein Gesamtkunstwerk an Pioniertaten. Zahlreiche Hochbauten nach Plänen von Wilhelm von Flattich zeugen heute noch von außergewöhnlicher baulicher Qualität, essentieller architektonischer Eleganz sowie vom Einsatz und Know-how der zum Großteil aus dem oberitalienischen Raum

stammenden Bahnarbeiter. In wenigen Jahren Bauzeit wurde die gewundene Trassenführung über die Passhöhe des Brenners nach Projekten von Ingenieur Karl von Etzel verwirklicht. Schonend war der Eingriff in die Natur vor allem deswegen, um teure Viadukte und Tunnel zu vermeiden und um die wildromantische Landschaft mit ihren Bergen, Schluchten und sanften Waldhängen zu erleben.

Die Realisierung der Bahnverbindung brachte Veränderungen auf der ganzen Bandbreite: die Entdeckung des zunächst primitiven Charnes Tirols als Fremdenverkehrsregion, später dann den Alpin- und Erholungstourismus, den wirtschaftlichen Wertzuwachs, den Austausch im Warenverkehr, die Kapitalaufstockung in der Landwirtschaft, die soziale Besserstellung, neue Erwerbsformen, kurz einen Quantensprung in der Lebensqualität.

Der im Bau befindliche Brennerbasistunnel mit der 56 Kilometer langen geplanten Untertunnelung des Brenners verleiht dem Thema Brennerbahn und der trotz aller bisherigen Modernisierungen noch weitgehend original erhaltenen Bahnhofs-Meile von 1867 eine absolut neue Dimension. Die Brennerbahn mit ihren Technikjuwelen ist dank ihrer Geschlossenheit ein europäisches Unikat.

Die Hängebrücke von Mauls, ein Sonderfall

Nach dem weiten Talboden von Sterzing wird die Talenge bei Mauls durch die waldreichen Berghänge, die Brennerstraße, die Brennereisenbahn und die Brennerautobahn sowie durch den Flussraum des Eisacks definiert. Beim Bau der Eisenbahn 1867 wurden dort römische Münzen, Grabfunde und ein römischer Meilenstein (Septimius Severus 201 n.Chr.) entdeckt. Aus Mauls stammt auch der berühmte Mitrasstein, der sich heute im Museum in Sterzing befindet.

Als bautechnisches Originaldokument aus der Zeit des dank



Die Grödnerbahn verkehrte bis 1960. Heute wird der Ruf nach einer Renaissance der Bahn laut
Foto: Bestand Albert Moroder



Holzprovisorium für den Viadukt der Grödnerbahn in Klausen. Die Kriegsbahn wurde von September 1915 bis Februar 1916 von rund 6.000 russischen Kriegsgefangenen unter großen Entbehrungen errichtet
Foto: Bestand Albert Moroder



Der denkmalgeschützte Grödnerbahnviadukt am Bahnhofsgelände von Klausen im Jahr 1999. Im Hintergrund Kloster Säben
Foto: Werner Schröter

der Brennerbahn aufstrebenden Fremdenverkehrs verbindet die eiserne Hängebrücke beim „Seeber“, in der Blickachse zur Maulser Pfarrkirche, die beiden Ufer des Eisack-Flusses. Die Fremden, die am Bahnhof an der orographisch rechten Seite abstiegen, sollten so bequem wie möglich die Gasthöfe „Beim Blauen Hecht“ (heute Seeber) und „Zum Einhorn“ (heute Stafler) auf der gegenüber liegenden Flussseite fußläufig erreichen können. Die Brücke ist im Zweiten Weltkrieg durch Bomben beschädigt worden. Sie war bis 1992 begehbar. Heute ist sie baufällig. Es laufen Bemühungen, um die malerische Brücke, die der nachgebauten Hängebrücke von Stams in Tirol Pate gestanden ist, zu sanieren. Die Flussquerung soll in das weit verzweigte Wanderwegenetz des Wipptales integriert werden. Das Brücken-Tragwerk hat eine Spannweite von rund 39 Meter. Die lichte Breite beträgt 1,10 Meter. Im Einzelnen besteht die Brücke aus Pylonen mit Ankerblöcken, zwei Tragkabel, Hängestäbe mit Seilklemmen und Bodenplatten sowie dem nicht mehr vorhandenen hölzernen Fahrbahnbelag. Die zwei gewölbten Stein-Portale aus Grausteiner Granit tragen die Sattellager. Das Ende der Tragkabel wird über teilweise offen liegende Sattellager in die Ankerblöcke geführt. Die maximalen Zugkräfte werden in die aus

Steinquadern gemauerten Fundamente abgeleitet, die bis in den untersten Bereich der Uferböschung reichen. Das Ende der Tragkabel wird über Spanschlösser mit dem Fundament kraftschlüssig verbunden.

Die originalen Typenpläne, an denen sich 1903 der Projektant bei der Planung der ersten und einzigen Hängebrücke Südtirols orientiert haben dürfte, befinden sich im Staatsarchiv in Wien. Die historischen Pläne im Besitz der Familie Seeber weichen von der realisierten Brücke in Maßen und Gestalt erheblich ab. Die echte Hängebrücke von Maultal ist in Struktur und Gestaltung ein Unikat, und steht als solches als technisches Baudenkmal seit 2012 unter Denkmalschutz. Entlang der Brennerbahn, von Bozen bis Innsbruck, handelt es sich um die einzige Hängebrücke in dieser Bauweise.

Viadukt der Grödner Bahn Industriearchitektur und Landschaft

Nördlich vom Klausner Bahnhof am Gelände der ehemaligen Grödner Bahn liegen heute das Fernheizwerk, Feuerwehrhaus und Sportflächen. Die acht kontinuierlich ansteigenden, betonierten Bögen des Grödner Bahnviadukts Richtung



^ **Die Etschbrücke bei Lana-Burgstall vor der Sanierung 1997**
Foto: Werner Schröter



^ **Die restaurierte Eisenfachwerkbrücke während der Verlegung im Sommer 2010** Foto: Kuratorium Technische Kulturgüter



^ **Technikschauplatz Lana/Burgstall. Brücke, E-Lok, Weidenkuppel und Freilichtausstellung über die Etsch bilden ein Ensemble**
Foto: Kuratorium Technische Kulturgüter



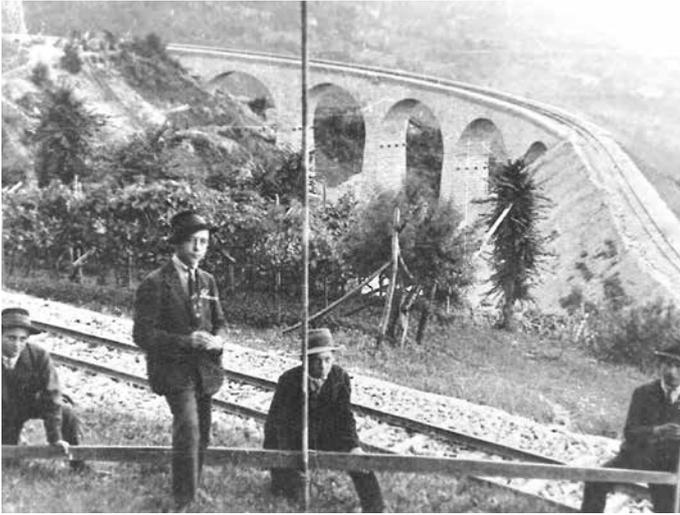
^ **Die E-Lok der Siemens Schuckert Werke, Wien, um 1950**
Foto: Bestand Tiroler Bahnarchiv

Lagen haben sowohl zeichenhaften wie historischen Charakter. Im großen Bogen über dem Talgrund zum Gegenhang führend veranlasst diese Geste heute zu einer Nutzung als Fuß- oder Radweg für ein kreuzungsfreies Erreichen des umliegenden Naturraumes. Eine Sanierung des Viadukts setzt voraus, dass der im Zuge des Autobahnbaues verschüttete angrenzende Tunnel wieder zugänglich und erlebbar gemacht wird. Angestrebt wird eine großräumige Verknüpfung der Verbindungswege, die den Stadtkern von Klausen an den orographisch links gelegenen Ortsteil Griesbruck anbinden. Der von Architekt H. Fanta geplante Viadukt soll in mehreren Schritten einer pfleglichen Generalsanierung unterzogen werden. Der heute denkmalgeschützte Bau soll in seinen schadhafteilen abgetragen werden, die 400 Quadratmeter große Fahrbahnoberfläche und die Betonstruktur sollen abgedichtet werden, um das Eindringen von Regenwasser zu verhindern. Notwendig ist die Sanierung der Brüstungselemente und Bewehrungsseisen, die vom Rost befreit und mit Korrosionsschutz versehen werden. Ein attraktives Gestaltungskonzept, in dem die Nah- und Fernwirkung, Tag und Nacht eine Rolle spielen, liegt der Gemeinde Klausen vor. Was noch fehlt ist die notwendige Finanzierung. Der Viadukt ist wie ein Zeitfenster, das die Bahngeschichte Revue passieren lässt.

Als im Sommer 1914 der Erste Weltkrieg hereinbricht und die alte Grödner Straße nicht geeignet war, den Nachschub für die österreichischen Truppen an die Dolomitenfront sicher zu stellen, beschloss die k.u.k. Heeresleitung kurzfristig den Bau der Jahre zuvor von Ingenieur Josef Riehl projektierten Schmalspurbahn ins Grödental und trieb im Winter 1915 fieberhaft den Bau dieser Strecke voran. In einer Rekordzeit von nur 4,5 Monaten konnte die 31 Kilometer lange Bahnstrecke mit dem Einsatz von über 6000 vorwiegend russischer Kriegsgefangener unter großen Entbehrungen provisorisch fertig gestellt werden. Die Kriegsbahn war eine dampfbetriebene 760 mm Schmalspurbahn und wurde am 6. Februar 1916 eröffnet. Im Sommer 1960 erfolgte die letzte Fahrt.

Roll out: Trambahnbrücke Lana/Burgstall Schwebend zwischen Himmel und Wasser

Bis 1974 rollte der „Apfelexpress“ über die Eisenfachwerkbrücke von Lana/Burgstall. Die glorreichen Zeiten hatte die Bahn damals längst hinter sich. In ihren besten Jahren, bald nach der Eröffnung 1913, war sie wichtiger Zubringer zu den Hauptbahnzügen der Bozen-Meran-Bahn. Der Bahnbetrieb setzte auf ein intelligentes Beförderungssystem, das auf Waren und



^ **Der Untergleener Eisenbahnviadukt kurz nach der Fertigstellung**
Foto: Bestand Karin Pfitscher in „Eine Bahn ins Fleimstal“,
Rolando Cembran



^ **Belastungsprobe der provisorischen Holzbrücke der Fleimstalbahn** Foto: Südtiroler Landesarchiv, Bestand Hugo Norden



^ **Bauarbeiten am Glener Viadukt**
Foto: Bestand Karin Pfitscher in „Eine Bahn ins Fleimstal“,
Rolando Cembran



^ **Der heute vom Baumbestand umgebene Viadukt**
Foto: Monika Delvai Hilber

Personen gleichwohl ausgelegt war. So wurden mit der Bahn die Äpfel aus Lana an den russischen Zarenhof nach Petersburg befördert oder die Personen von Lana nach Meran, ja sogar mit Sonderfahrten zum Theaterbesuch in die Passerstadt und natürlich nach Ende der Vorstellung wieder zurück nach Lana. Die von Ingenieur Josef Riehl geplante Bahn Lana/Burgstall bediente im Zwanzigminutentakt elf Haltestellen. Ab Juli 1959 bis zum endgültigen Aus übernahmen Omnibusse den Personentransport. Die Zuggarnituren wurden von zwei E-Loks der Siemens Schuckert Werke gezogen.

Die von der Brückenbauanstalt Ig. Gridl aus Wien gebaute Obergurt-Fachwerkbrücke ist einer der eindrucksvollsten Kunstbauten der gesamten Bahnlinie. Der dreiteilige, genietet und verschraubte Bau verfügt in der Mittelöffnung über eine lichte Weite von 37 Metern sowie jeweils 16 Metern in den beiden Seitenöffnungen und ruht auf zwei Widerlagern, die aus Porphyrmauerwerk gefertigt sind. 2005 hat auf Initiative des Kuratoriums für Technische Kulturgüter die Landesabteilung Wasserschutzbauten mit den Sanierungsarbeiten der total verrosteten Brücke begonnen.

Mit einem 200-Tonnen-Kran sowie zwei weiteren Behelfskränen wurde die Brücke vom Uferdamm nach zweijährigen

Restaurierungsarbeiten auf die neuen, originalgetreu aufgemauerten Stützpfiler gehievt. Diese Widerlager wurden allerdings etwa hundert Meter flussabwärts wieder errichtet, wo die lichte Weite der Etsch größer als am ursprünglichen Standort war. Zur Einhaltung des erforderlichen Freibords wurden die Pfeiler geringfügig erhöht und den neuen Naturmaßen angepasst.

Die gesamte Brücke wurde durch Sandstrahlen vom Rost befreit und, wo notwendig, mit Stahlelementen verstärkt. Die Brücke wird dank einer Spezialfarbe im graubraunen Farbton vor UV-Strahlen und Rost besonders geschützt. Die Titanoxid-Pigmente reflektieren im Wechselspiel das wetterbedingte Licht von Himmel und Wasser. Die eisernen Bögen und Verstrebungen leiten über zur Farbe des stahlblauen oder wolkeigen Himmels.

Zwischen den Fachwerksprofilen der mittleren Brücke wurden bis auf Brüstungshöhe dünne Spannstahlseile als Absturzsicherung angebracht. Solide Holzbohlen bilden die Fahrbahn.



^ **Neujahrseitschuldigungskarte um die Jahrhundertwende mit der Darstellung der Fachwerkbrücke, dem Bahnhof Sigmundskron und dem Etschhafen als Umschlagplatz für Güter** Foto: Josef Riehl, 1897



^ **Etschbrücke bei Sigmundskron, 1895, vor der Eröffnung der Überetscherbahn. Im Vordergrund die Geleise der Bozen-Meran-Bahn** Foto: Verlag von Würthle & Spinnhirn, Salzburg /Innsbruck. In „Eisenbahnlandschaft Alt-Tirol“, E. Baumgartner, Haymon Verlag, 1990

Die Brücke ist zwischen Meran und Lana der einzige vom Etschdamm aus direkt befahrbare Etschübergang, der besonders bei den Fluss-Wartungsarbeiten von logistischer Bedeutung ist.

Gemeinsam bilden der Bahnhof Lana/Burgstall, die Eisenfachwerkbrücke, die Lokomotive, die Weidenkuppel und das neu geschaffene Naherholungsgebiet am Etschufer seit 2010 ein wertvolles Ensemble, das von zahlreichen Freizeitsportlerinnen und -sportlern genutzt wird. Es ist Teil der Südtiroler Technikeile, die über das landesweite Radwegenetz eine Vielzahl von technischen Kulturgütern verbindet und erlebbar macht.

Eisenbahnviadukt Glen Die Fleimstalbahn, ein Riehl-Projekt

Die Glener Brücke der Fleimstalbahn, eingebettet in die Wein- und Obstplantagen am Südwesthang des Cison, war seinerzeit die höchste Kurvenbrücke einer Schmalspurbahn des k.u.k. Imperiums. Bauleiter war Ingenieur Leopold Oerley, der auch beim Bau der Grödner Bahn im Auftrag des k.u.k. Eisenbahnministeriums die Oberbauleitung innehatte. Der fünfteilige steinerne Bogen-Viadukt von Glen ist 73 Meter lang. Die Bauarbeiten an der rund fünfzig Kilometer langen Bahnstrecke begannen im Winter 1915/1916. Bis zu 6.000 Kriegsgefangene, darunter vor allem Serben und Russen, waren im Einsatz. Viele von ihnen waren gezeichnet von den Entbehrungen und Anstrengungen, die sie bereits beim Bau der Grödner Bahn auf sich nehmen mussten. Der letzte Bahnabschnitt wurde unter Mithilfe vieler Frauen fertig gestellt. Mitte März 1917 befuhr die Eisenbahn erstmals die Strecke zwischen Auer - Castello di Fiemme, und ein Jahr später war auch Predazzo angeschlossen. Der Bahnhof der Fleimstalbahn in Auer war übrigens der größte Schmalspurbahnhof der Donaumonarchie. Die Bahn war ursprünglich Zubringer für den Nachschub an die Dolomitenfront. Nach dem Ersten Weltkrieg erlebte die Bahn eine zivile und touristische Nutzung. Mit der Angliederung Südtirols an Italien ging die Verwaltung an die Pioniertruppe und am 31. Dezember 1918 an die „FEVV“ (Ferrovie Val di Fiemme) über.

1929 wurde die Bahnstrecke umgespurte und elektrifiziert. Die Beförderung von Personen und Waren, insbesondere Holztransporte, sorgte für den wirtschaftlichen Aufschwung und für die touristische Erschließung des Gebiets.

Aufgrund der unaufhaltsamen Expansion des motorisierten Verkehrs wurde die Zugverbindung zum Leidwesen der Bevölkerung 1963 aufgelassen und nach wenigen Jahren rückgebaut. Die aufgelassene Bahnstrecke kann heute in verschiedenen Abschnitten mit dem Rad befahren werden und bietet einen atemberaubenden Panoramablick auf das Etschtal.

Seit einiger Zeit haben sich die Gemeinden, die Bezirks-gemeinschaft Unterland, Verbände, Anwohnerinnen und Anwohner und Bahnliebhaber aus dem Trentino und Südtirol, „grenzüberschreitend“ zu einer Arbeitsgruppe zusammengeschlossen, um das Bahnensemble in bestehender Form erlebbar zu machen.

Etschbrücke bei Sigmundskron Überetscherbahn, Modell für Personen- und Frachtverkehr

Die Überetscherbahn, später gerne als das „Kaltererbahn!“ oder „Läpsbahn!“ bezeichnet, startete am Bozner Südbahnhof, zunächst auf den Gleisen der Bozen-Meran-Bahn, und fuhr ab Sigmundskron auf eigener Spur bis nach Kaltern.

Die beiden erhöhten Endportale der Etschbrücke bilden vor dem Hintergrund von Schloss Sigmundskron einen markanten Blickfang und leiten über zur knapp 79 Meter langen Fachwerkbrücke, die mit ihrem Obergurt einen flachen Bogen nachzeichnet. Aufgrund der Schrägstellung der Widerlager sind die beiden Fachwerkträger gegeneinander versetzt. Der Brückenschlag über die Etsch erfolgte 1898 zu einer Zeit, in der die Stadt Bozen eine touristische Standortbestimmung vornahm und für ihre Gäste attraktive Ausflugsziele im Überetsch erschließen wollte. Die Bahn trägt die Handschrift von Ingenieur Josef Riehl, das Ausführungsprojekt der Brücke wurde



^ Die für den motorisierten Verkehr heute stillgelegte Etschbrücke im Abendlicht unterhalb von Schloss Sigmundskron
Foto: Kuratorium Technische Kulturgüter

von der Baufirma Stern und Hafferl liebevoll geplant und umgesetzt.

Die Bahn wurde auch bald zum wirtschaftlichen Erfolgsschlag. Aus den Gewinnüberschüssen ist die 1903 eröffnete Standseilbahn auf die Mendel, Erfolgsmodell einer Touristenbahn nach Schweizer Vorbild, finanziert worden. Die 15 km lange Überetscherbahn führte direkt über die Sigmundskroner Brücke in die sanfte Hügellandschaft mit ihren uralten Weinanbaugebieten. Die leicht verderblichen Obst-, Wein- und Maische-Exporte wurden an Ort und Stelle verladen und auf einer vollspurigen, seit 1911

elektrifizierten Nebenbahn mit nahtlosem Anschluss an das Hauptbahnnetz in alle Welt befördert. Die Bahn wurde 1971, heute zum Leidwesen der Pendlerinnen und Pendler aus dem Überetsch, aufgelassen. Was im 19. Jahrhundert möglich war, scheint heute trotz jahrelanger Forderungen nach einer Renaissance der Bahnstrecke Bozen-Kaltern reine Utopie zu sein. Der im Bau befindliche Metrobus, der weitgehend parallel zur Straße verläuft, soll eine Alternative zum Individualverkehr sein. Die Etschbrücke bei Sigmundskron wird heute vorwiegend von Radfahrerinnen und Radfahrern genutzt.

WITTFRIDA MITTERER

Bibliographie:

Jursitza, Angela u. Pawelka, Helmut: Carl von Etzel, ein Leben für die Eisenbahn, Tyrolia Verlag, Innsbruck-Wien, 2017

Malfèr, Viktor: Rings um die Brücke von Auer, in „Der Schlern“ (1959), Heft Nr. 11-12, Seite 476-483

Waiz, Susanne: Landschaft und Brücken, Folio Verlag, Wien-Bozen, 2013

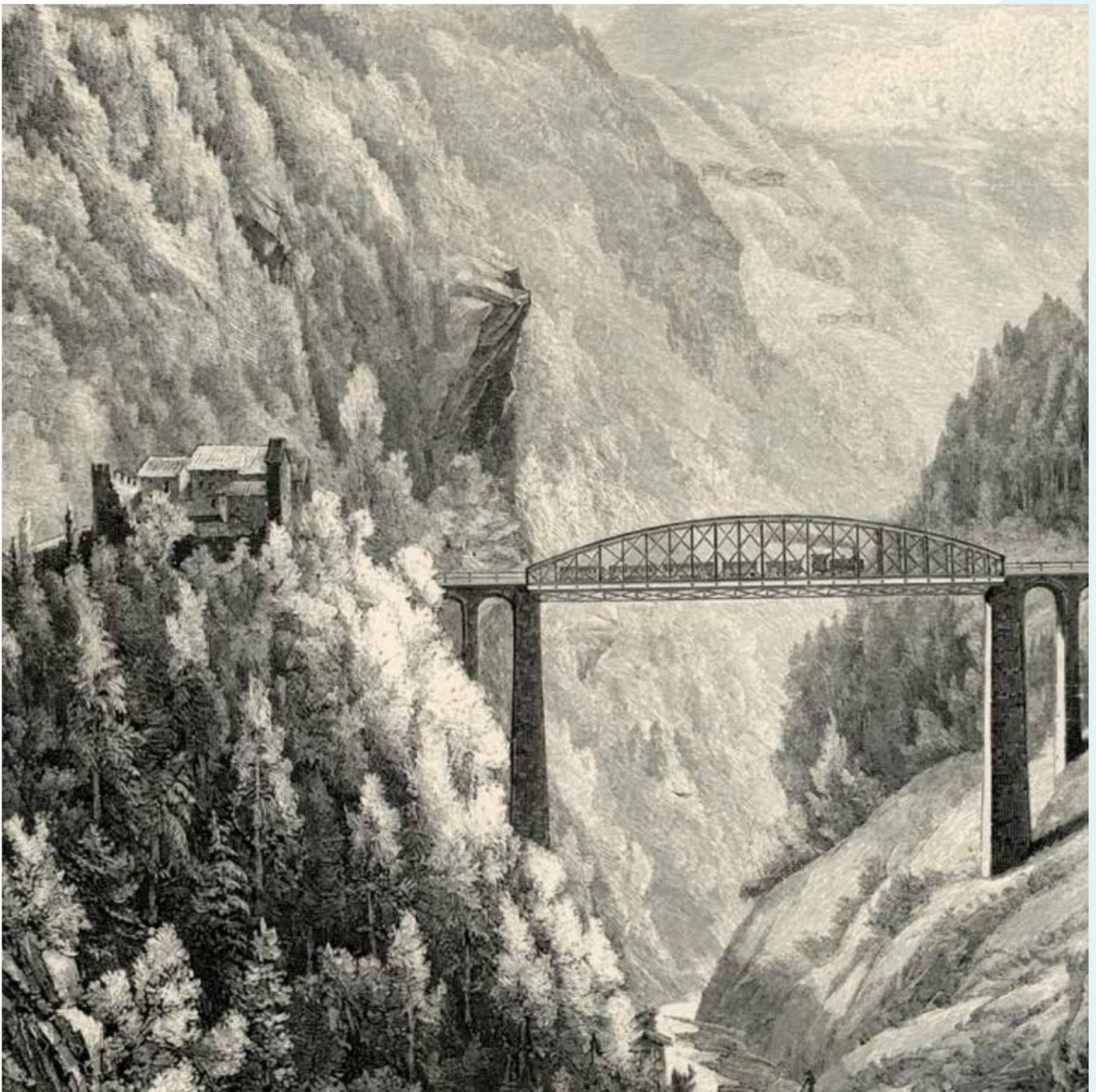
Aschaber, Guglberger, Sporschill: Brücken in Tirol, Studienverlag, Innsbruck-Wien-Bozen, 2010

Weingartner, Wendelin: Gedanken zum Begriff Heimat, in „Ein Leben für Recht und Gerechtigkeit, Festschrift für Hans R. Klecatsky zum 90. Geburtstag“, Hrsg. Matscher, Pernthaler, Raffener, NWV, Neuer wissenschaftlicher Verlag, Wien-Graz, 2010

Baumgartner, Elisabeth: Eisenbahnlandschaft Alt-Tirol, Haymon Verlag, Innsbruck 1990

Brücken & Verkehr

im Spannungsbogen
zwischen Fortschritt und Angst



⤴ Heute noch ein beliebtes Fotomotiv: Trisannabrücke mit Schloss Wiesberg
Stich nach einer Originalzeichnung von J. Nieriker. Sammlung Johann Zauner

Brücken verbinden - verbinden Brücken?

Brücken sind ein Synonym für Verbindungen.
Verbindungen entstehen im Austausch mit anderen,
gedeihen bei gegenseitigem Respekt.

Brücken tragen den Verkehr.
Ihre Existenz beschleunigt den Verkehrsfluss, die Kommunikation
und damit auch wirtschaftliche und gesellschaftliche Entwicklungen.
Fracht- und Individualverkehr wachsen stark an,
mancherorts sehr stark, fast unerträglich.

Brücken erweitern Horizonte - fordert die Erweiterung neue Brücken?

Die Chance, über Brücken den Aktionsradius auszudehnen,
nehmen nicht alle wahr; einige wehren sich dagegen.
Sie wollen DA bleiben, wo sie sind.
Sie wollen keine Brücken, über die Fremdes kommt.

Fremde sind nur an Mautstationen willkommen,
dort wird keine Hand gereicht, nur kassiert;
das merken (sich) die Passanten.
Früher oder später werden sie
Gleiches mit Gleichem vergelten

Brücken verunsichern - zerstört Verunsicherung Brücken?

Es gibt Brücken, die Abgründe nicht verdecken.
Auf Hängebrücken werden Schritte zaghaft.
Vorsicht macht achtsam. Angst behindert.
Angst hemmt den Fortschritt - im wahrsten Sinn des Wortes.

Und nicht nur das: Angst bricht Brücken ab.

Angst zerstört Brücken zwischen Menschen.

Und das in einem Teufelskreis,
der sich in Niedertracht verdichtet.

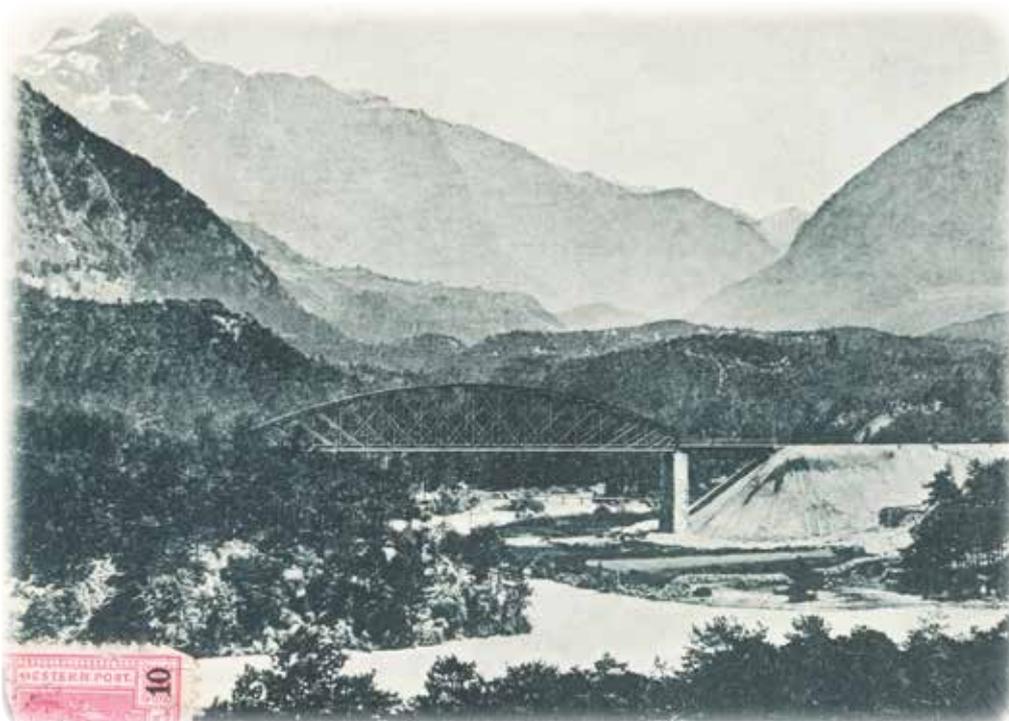
Da fährt die Bahn drüber ... Als „Wunderwerke“ der Technik bestaunt: Eisenbahnbrücken

Im 19. Jahrhundert brachten Ingenieure Handel und Tourismus auf Schiene; der Bau von Eisenbahnlinien war wohl die nachhaltigste Investitionen dieses Säkulums. Technische Innovationen ermöglichten auch im Gebirgsland Tirol eine rasante Entwicklung des Eisenbahnwesens: Am 24. November 1858 wurde die Strecke Kufstein - Innsbruck eröffnet, nachdem ihr Bau schon 1853 von Kaiser Franz Joseph I. angeordnet worden war. Die Brennerbahn (Ferrovía del Brennero) wurde von 1864 bis 1867 als Teil der Verbindung von Kufstein nach Ala unter der Leitung von Karl Etzel von der k.k. priv. Südbahngesellschaft gebaut. Die Errichtung einer Bahn über den Arlberg war ab 1845 im Gespräch, als englische Eisenbahnkonstrukteure nach einer Verkehrsverbindung von England nach Ägypten suchten; allerdings sprachen zu dieser Zeit noch viele technische Vorbehalte gegen die Realisierung dieses Projekts. Die Eröffnung der Semmeringbahn 1854 zeigte jedoch, dass eine Bahn über den Arlberg keineswegs unmöglich ist.

Als Proponent einer Verbindung des Rheintals mit dem Inntal war der Präsident der Handelskammer Feldkirch, Carl Ganahl, schlussendlich erfolgreich. Am 13. März 1880 fand die Gesetzesvorlage für den Bau des Streckenabschnitts Innsbruck-Bludenz die Zustimmung des Parlaments. Im November 1881 wurde der Bau der Talstrecke von Innsbruck nach Landeck in Angriff genommen. Die Eröffnungsfahrt erfolgte am 20. September 1883 in Anwesenheit des Kaisers. Die Freigabe der gesamten Bahnstrecke geschah am 21. September 1884.

Nach Presseberichten galt die Arlbergbahn damals als schwierigste Gebirgsbahn Europas. Die Bergstrecke bis Bludenz war nach der Projektbeschreibung einschließlich des 10,25 Kilometer langen Tunnels 63 Kilometer lang, die Talstrecke Innsbruck - Landeck maß 75 Kilometer. Kulminationspunkt der Gesamtstrecke war der Arlbergtunnel, dessen Vollendung Bauleiter Julius Lott leider nicht erlebte. Er verstarb 16 Monate vor Bauabschluss an einer Lungentuberkulose. Sein Nachfolger wurde Oberinspektor Johann Poschacher, der die Arbeiten erfolgreich zu Ende führte.

Mit der Arlbergbahn wurde tatsächlich eine Verbindung zwischen dem Bodensee und der Adria geschaffen. In den ersten Jahren des Betriebs erreichten die Dampfloks auf der Ostrampe Geschwindigkeiten bis zu 13, auf der Westrampe bis zu 11,7 Stundenkilometern. Diese nach heutigen Begriffen bescheidene Reisegeschwindigkeit bescherte den Bahnfahrern ein bewusstes Wahrnehmen der 19 Viadukte, der insgesamt 76 Brücken und der zahlreichen Tunnels bzw. Galerien. Das kühnste und meistbestaunte Bauwerk war und ist die Trisannabrücke. Sie führt in 86m Höhe mit einer Stützweite von 120m über die Talsohle des Paznaun. Sie galt lange Zeit als das größte Bauwerk dieser Art in Österreich und als Denkmal österreichischer Ingenieurskunst. 1924 wurde die Konstruktion verstärkt, 1964 das Tragwerk durch eine neue Stahlkonstruktion ersetzt.

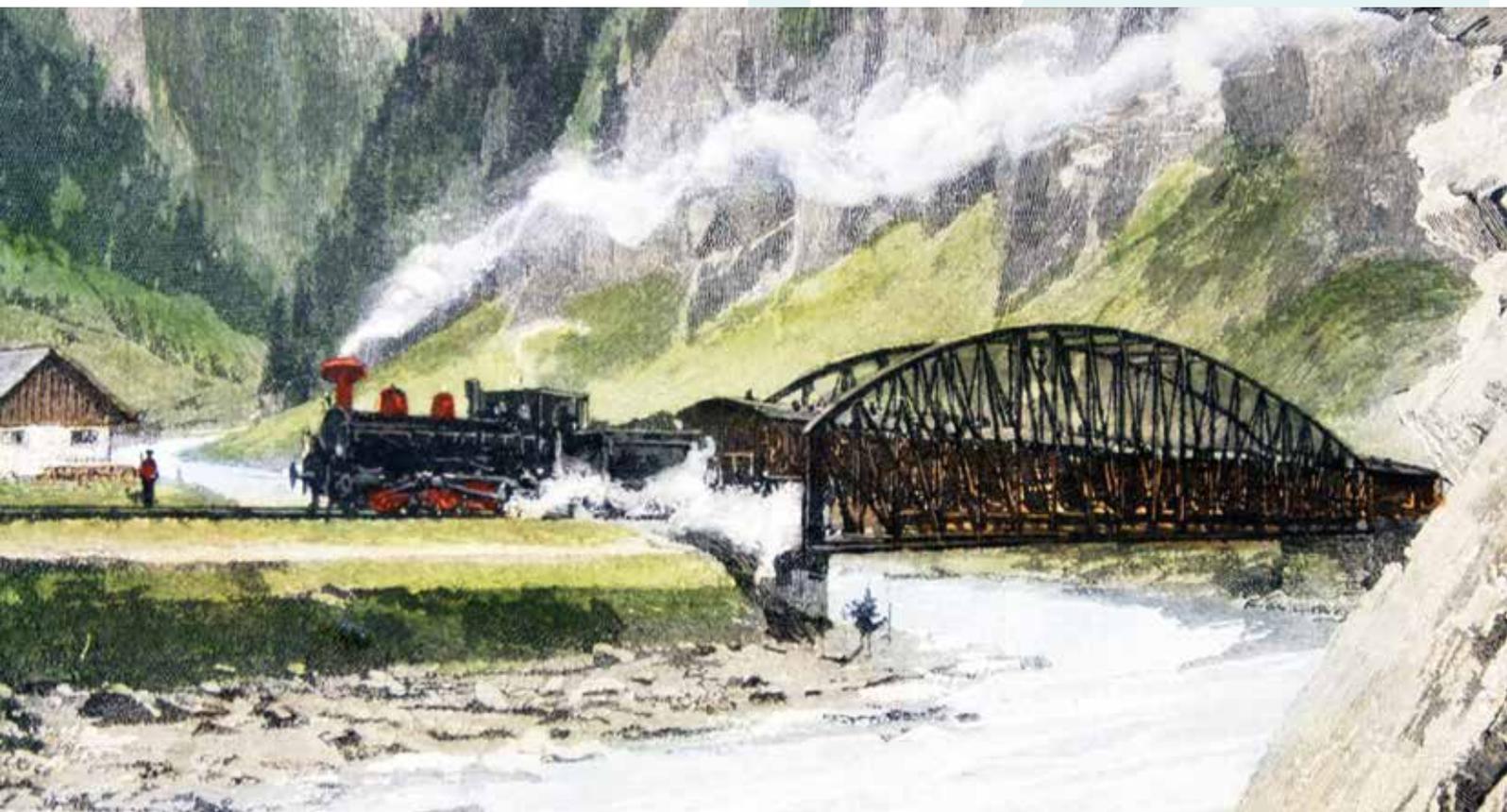


Die Achbrücke galt als das großartigste und schönste Bauwerk der Talstrecke zwischen Innsbruck und Landeck. In drei Öffnungen überspannte sie die Ötztaler Ache, kurz vor ihrer Mündung in den Inn. Die mittlere Öffnung maß im Lichten 80m, die beiden seitlichen je 18m. Die Hauptöffnung wurde durch einen eisernen Parabelträger überspannt. Die Brücke lag 81m über dem höchsten Wasserstand der Ache. In den Reiseführern, die anlässlich der Bahneröffnung erschienen, wurde der Ausblick von der Brücke ins „Tal“ als „wunderbar schön“ beschrieben. Ansichtskarte (Verlag Würthle): Oetzthaler Ache gegen das Oetzthal. Sammlung Johann Zauner.

... oder war's gar der Teufel?

Fortschritt begeistert und löst Angst aus. Das war schon immer so. Je rascher der Wandel, desto fruchtbarer wird der Boden für die Warner. In diesem Kontext ist aus aktuellen Anlässen in Erinnerung zu rufen, dass es auch schon in der vermeintlich guten alten Zeit „so etwas“ wie Hass-Postings und Informationsschienen für Fake-News gab – z. B.: „Postabill“ (abgeleitet von post a ville); das waren Spottgedichte, die an Brunnen Säulen geheftet, in den Dörfern interessierte Leserinnen und Leser fanden. Deren Argumentation fußte in Verschwörungstheorien und berief sich vornehmlich auf Visionen von Personen, die im Rufe der Heiligkeit standen; sehr gerne wurde von militanten „Fake-News-Erzählern“ der legendäre Alois Maaß (1758-1846) zitiert; der Fließener Pfarrer hatte nämlich prophezeit: „Wenn man ohne Pferd die ganze Erde umfahren kann, dann geht es dem Ende der Welt zu.“

Die Pitzbrücke war eine Kopie der großen Achbrücke, nur in kleinerer Dimension. Das größte Problem, das die Techniker beim Bau dieser kleinen Brücke lösen mussten, war die Fundierung. Colorierter Stich „Von der Arlbergbahn“ - Ausschnitt. Sammlung Johann Zauner



Neben der Angst vor dem Weltuntergang befeuerte die Sorge um die Sittlichkeit und um die Einheit des Glaubens den Eifer der Hetzer. Die von den Liberalen als Meisterwerke der Technik gefeierte Arlbergbahn führte nach Meinung ultramontaner Tiroler geradewegs in die Hölle. - Dazu die Sicht der Dinge aus der Perspektive eines Bauern aus Kar-rösten – veröffentlicht im Volksvereins-Boten (Nr. 17, 23. August 1906, S. 269 – 270):

Der Teufel foahrt mit seiner Bohn
Durchs heilige Lond Tirol
Von Kufstein bis nach Ala schon
Und All´s ist g´schlogn voll.

Durch ´s Pustertol und nach Meran
Und a durch ´s Vinschgau bold,
durchs Inntol holt so weit er kann
Durch Stadt und Feld und Wold.

Der Teufel selber steht voron
Und loatet die Maschin,
Sein G´söll der schürt,
Wos er nur kann,
Und lustig geahrt ´s dahin.

Die erste Klass gepolstert fein,
Mit Speisewogen flott,
Do sein die noblen Maurer drein,
Glabt koaner an ein Gott!

De fohren holt zum Orient,
Dös hoabßt zum Judenlond,
Der Tuifl hot sie alle kennt,
Er hot ´s in seiner Hond.

Er schmunzelt schlaun und lachelt fein,
As wie a Kotz zur Maus,
Und denkt: Tiet´lochn lei und schrei´n,
Ös kemmt´s mer nimmer aus!

A Pastor in der zweiten Klass
Der ist dört Konduktèr,
Voll Rom- und Katholikenhass,
Von Preußen ist er her.

Der zohlt dem Teufel Monatsgeld,
Und ´s ondere stöckt er ein,
Er stöllt sich, wie a Glaubensheld
Und ist mit d´ Leut recht fein.

D´rum steigen Katholiken g´nua,
Zu ihm in d´zweite Klass´,
Do hobn ´s vor dem Papst a Ruah,
Und ´s Christentum ist G´spaß!

Das Reisegeld zum Kirchenbau,
Verwendet der Pastor,
Das ond´re zahlt der Teufel drau
Und ´s holbe Christenchor!

Die Glaubenseinheit ist vorbei,
Holbs lutherisch wird Tirol,
Das Fremdenwesen Gangelei,
Dann Adler, lebe wohl!

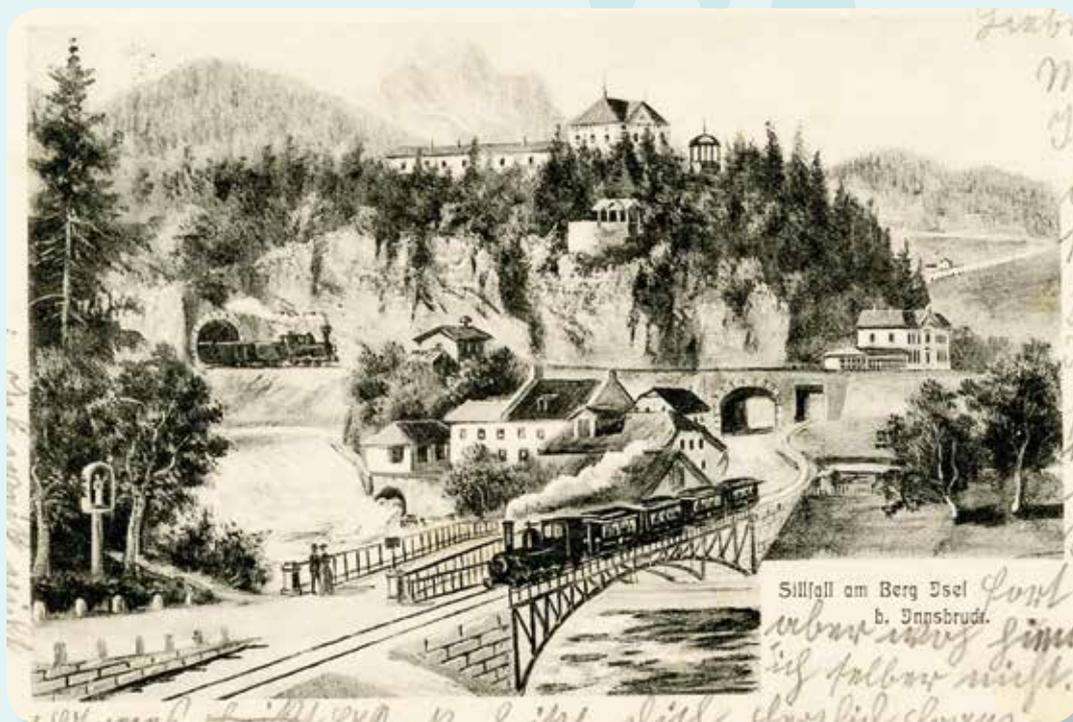
Die dritte Klass´ ist überfüllt,
Mit buntem Volk gepfropft,
Wo alles durcheinander brüllt,
Und rast und stampft und klopf.

Die Sozi hötzen olle auf,
Versprechen ´s Paradies,
Der Kotzenjommer obendrauf
Der kimmt schon ganz gewiss.

Und hinten foahrt die Press und Post
A Dutzend Lostwagon,
Do sein die Londesrecht voll Rost,
Und a der Judaslohn!

Es steigt bei jeder Station
In Teufelszug, o Graus,
Hinein a gonze Legion,
Und selten uaner aus.

Der Teufel stellt vor jede Tür
Die Menschenfurcht zur Wacht,
Dies Fräulein sorgt dann für und für,
Dass keiner „kehrt“ mehr macht.



Korrespondenz-
Karte (ohne Verlagsangabe)
Sammlung Johann Zauner

Zuletzt im hintersten Wagon
Ist noch das dumme Vieh,
Die Schaf und Ochsen wissen's schon
Ohn' Rindvieh geht es nie!

Im Kasten droben gonz zuletzt,
Da sitzt ein Teufel faul,
Der hie und da die Hörner wetz
Und steckt die Pfeif' ins Maul.

Er sagt, gemütlich so wie heut',
Zum Teufel fuhr man nie,
Es kommen ganz von selbst die Leut',
Sie wissen gar nicht wie.

So fährt der Satan durch Tirol,
Der Zug, er eilt so schnell,
Zum allgemeinen Volkeswohl
Hinunter zum – Tunell!

Es glaubt die g'scheidte neue Zeit
An Teufel nicht und Gott,
Bis dort am Tor der Ewigkeit
Der Zug einfährt zur Grott!

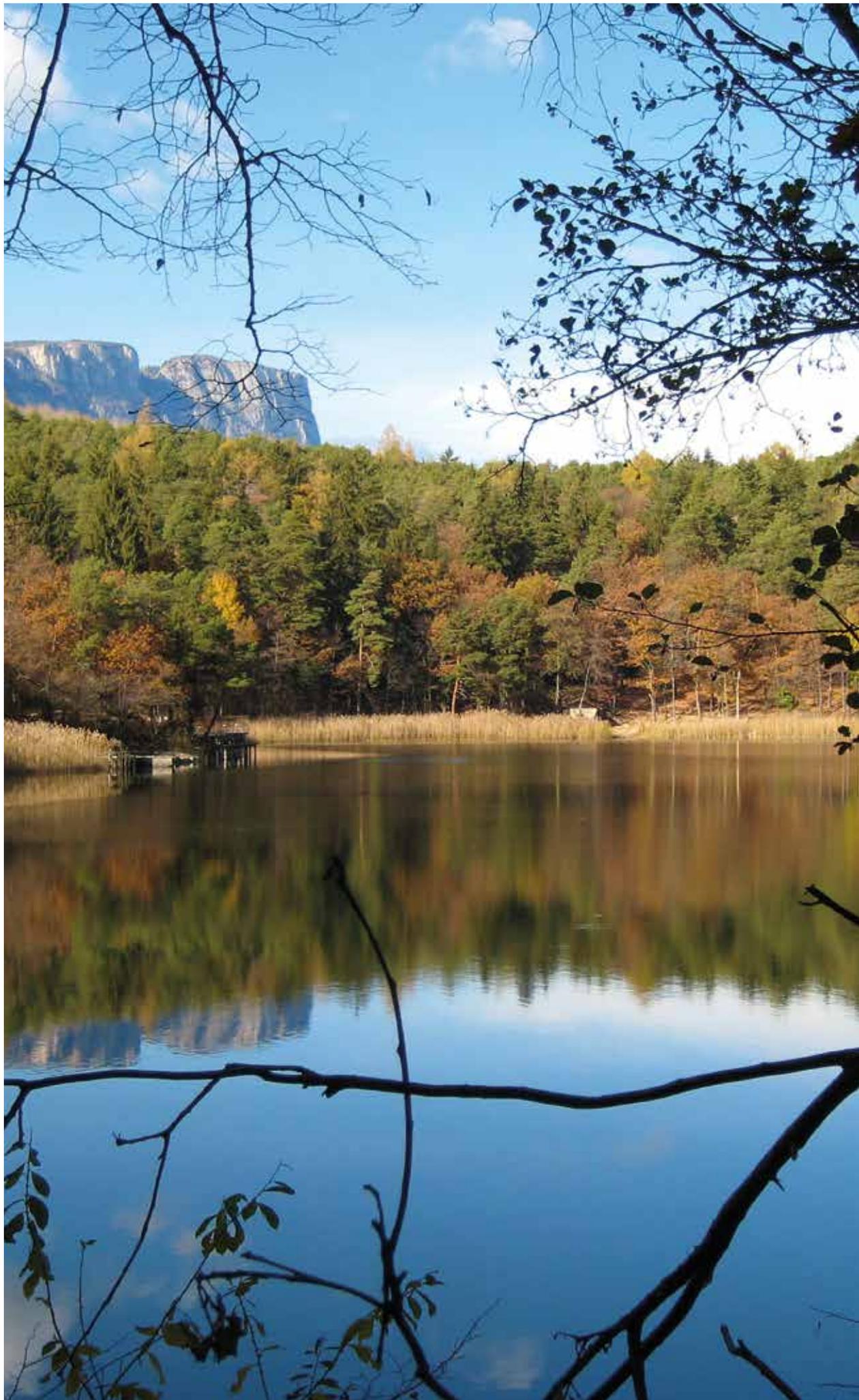
Bis Satan schreit: Steigt alle aus!
Es fährt kein Zug zurück,
Da seid ihr ewig nun zu Haus,
Betrogen um das Glück!

Aus erster, zweiter, dritter Klass',
Wie stürzen sie heraus,
Vor Angst und Wüt so leichenblass,
Wir sind verdammt! O Graus!

Ist das Gedicht auch halb im Scherz,
Tiroler, merkt´s euch gut,
Nur Christus führt euch himmelwärts,
Er opferte sein Blut.

Was nützt euch Fremdentum und Geld,
Wenn ihr zum Teufel fährt?
Dann nützt euch nichts die ganze Welt,
Wenn ihr euch nicht bekehrt!

Frage: Warum hat solch ein teuflisches
Elaborat eines „echten Tirolers“
keinen Sturm der Entrüstung ausgelöst?



Montiggler See,
ein Ort mit großer
Anziehungskraft
Foto: Christine Pfeifer

Mär und Wahrheit rund um Wünschelrute, Wasseradern und Feng Shui

Seit jeher wird dieses Thema kontrovers diskutiert, wie man zahlreichen Quellen entnehmen kann. So erschien mir das Verfassen dieses Berichtes eine große Herausforderung zu sein, Pro und Kontra gleichermaßen zu beleuchten, ohne die eigene Überzeugung zu sehr in den Vordergrund zu stellen. Gibt es sie denn, die Wasseradern, die Kraftorte oder nicht? Und noch viel interessanter ist für mich die Frage, ob sie einen Einfluss auf unsere Gesundheit und unser Wohlbefinden haben oder nicht. Wer kann auf diese Fragen schon eine Antwort liefern, die eindeutig ist? Ich sehe mich dazu außerstande. Meine Aufgabe sehe ich vielmehr darin, allgemeine Informationen anzubieten, von eigenen Erfahrungen zu berichten und über die Frage, ob es sich um Mär und/oder Wahrheit handelt, möge jede und jeder selbst entscheiden.

Bevor wir uns den Argumenten widmen, die für oder gegen die Existenz von Wasseradern und die Sinnhaftigkeit des Rutengehens sprechen, möchte ich einige Begriffe erörtern, die in diesem Kontext oft erwähnt werden. Zum einen ist dies die „Radiästhesie“, die sich mit demerspüren feinstofflicher Strahlungen (Wasseradern bzw. weitere Erdstrahlen) mittels Pendel oder Wünschelrute befasst. Zum anderen ist dies die „Geomantie“, die sich als ganzheitliche Erfahrungswissenschaft versteht. Dabei soll die Identität eines Ortes erfasst werden; gute Plätze, sogenannte Kraftorte, sollen lokalisiert werden. Zu guter Letzt der Begriff „Feng Shui“, der in unseren Ohren sehr fremd klingt. Die Übersetzung aus dem Chinesischen macht es uns schon einfacher. Es handelt sich um „Wind und Wasser“, zwei Elemente der Natur, die uns gut bekannt sind. Im Feng Shui geht es um die Beobachtung unseres Umfeldes, unseres Lebensraumes und um die Rückwirkung auf uns Menschen und wie wir unsere Wohn- und Arbeitsräume so gestalten, dass sie unterstützend wirken.

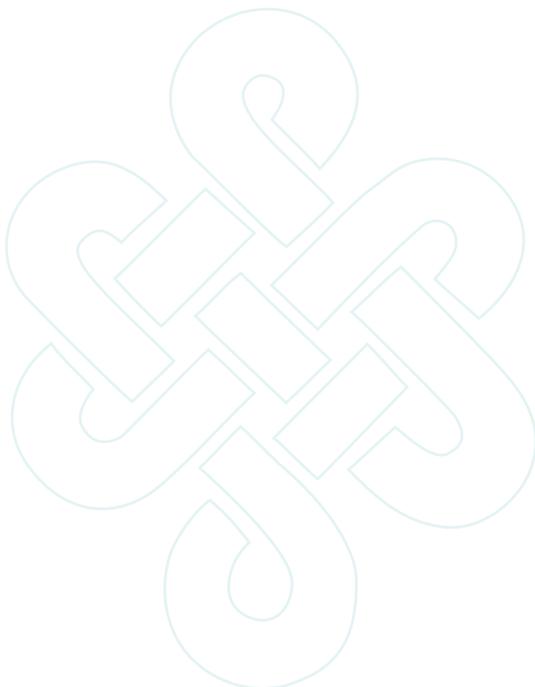
Beleuchten wir zuerst die Argumente, die wir der Wahrheit rund um das Thema Wünschelrute und Wasseradern zuordnen können. Wir finden das Rutengehen als festen Bestandteil verschiedenster Kulturen wieder. Traditionell wurden gute Bau- und Schlafplätze sowie Standorte für

Brunnen ausgelotet. Es gibt zahlreiche Berichte über die Erfolge von Wassersucherinnen und Wassersuchern, die in geologisch schwierigem Gelände ohne Fehlversuche erfolgreich waren. Es gibt zahllose Menschen, die fester Überzeugung sind und dies auch mit ihren persönlichen positiven Erfahrungen untermauern können, dass das Verstellen des Schlafplatzes – weg von der Wasserader hin zu einem ungestörten Platz – Wunder bewirkt hat. Doch lassen sich diese Thesen beweisen? Es gibt wissenschaftlich durchgeführte Untersuchungen (siehe z.B. „Der Wünschelruten-Report“ der Münchner Universitätsprofessoren Prof. H. L. König und Prof. H-D. Betz), die am Ende der Versuchsreihe zu dem Schluss kommen, dass es besonders begabte Menschen zu geben scheint, die wahrhaftig ein Gespür für die Existenz von Wasseradern haben. Allerdings sind dies sehr Wenige unter all denen, die von sich behaupten, es zu können.

Streng wissenschaftlich genommen werden wir den gesamten Bereich der Radiästhesie und Geomantie wohl eher der Mär zuordnen müssen. Die Existenz von geopathischen Störfeldern oder Kraftlinien lassen sich nicht im klassischen Sinne beweisen. Mir drängt sich dabei allerdings die Frage auf, ob etwas wissenschaftlich nachgewiesen sein muss, damit ich es wahrnehmen kann und damit es für mich Bedeutung hat? Wie verhält es sich mit der Ausstrahlung eines Menschen? Unbestritten gibt es Menschen mit großer Ausstrahlungskraft. Ist es wissenschaftlich erklärbar, was die Ausstrahlung eines Menschen ausmacht? Eher finden wir die Erklärung in dem Wort Charisma, das eine Gabe, ein Geschenk bezeichnet. Wie steht es um den Begriff der Schönheit? Ist sie messbar und in einem wissenschaftlichen Grundsatz zu definieren? Ist sie die Summe aus Proportionen und Farbzusammenspiel oder doch eine persönliche Wahrnehmung, in die Begriffe hineinfließen wie Erinnerungen, Sehnsüchte und vielleicht auch Gewohntes und Bekanntes? Hier kann der Begriff Ästhetik hilfreich sein, um besser zu verstehen. Übersetzt bedeutet er „Wahrnehmung“, „Empfindung“, beschreibt also das, was in uns ausgelöst wird, wenn wir etwas betrachten.

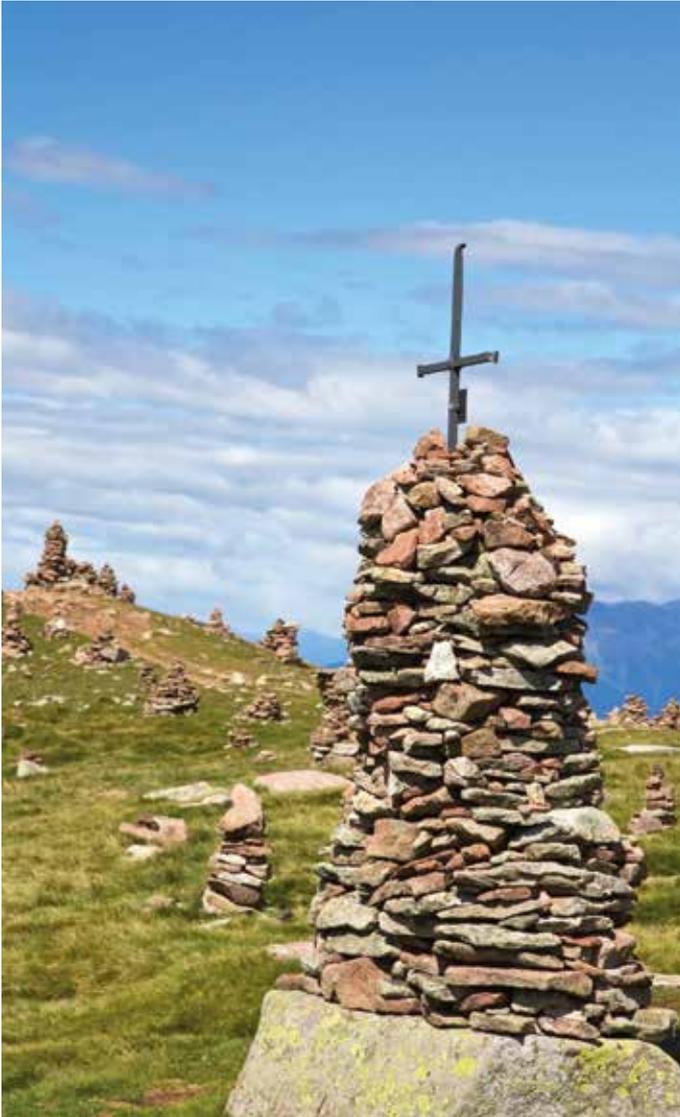


^ **Nach Feng-Shui-Prinzipien
gestalteter Wohnraum**
 Foto: Walter Niedermayr



Daher ist es für mich durchaus nachvollziehbar, dass es Menschen gibt, die sensibel auf Faktoren reagieren, die für andere Menschen irrelevant sind. Das betrifft auch die Ausstrahlung eines Ortes, der unterschiedlich wahrgenommen werden kann. Aus meiner persönlichen, beruflichen Erfahrung als Architektin mit baubiologischen Wurzeln bin ich davon überzeugt, dass eine bewusste Gestaltung des Umfeldes zu mehr Wohlbefinden und Gesundheit führt.

Was für mich im Vordergrund bei der Auseinandersetzung mit dem Für und Wider steht, ist die Absicht, die dahinter steht, wenn Radiästhesie, Geomantie und Feng Shui zum Einsatz kommen. Wie ist die Gesinnung der Rutengeherin oder des Rutengehers und was ist die Absicht von jenen, die sich beraten lassen? Will die Rutengeherin oder der Rutengeher seinen Klientinnen und Klienten nur Angst machen und mit diversen Abschirmmitteln Geld verdienen oder hat sie/er wirklich die Feinfühligkeit, unterschiedliche Schwingungen wahrzunehmen, sich in die Person hinein zu versetzen und wertvolle Ratschläge zu erteilen? Wie ist es mit der Klientin oder dem Klienten? Möchte sie/er Probleme loswerden, indem die Verantwortung für die Besserung des Zustandes abgegeben und als Gegenleistung Geld



eingesetzt wird? Oder ist sich die Klientin oder der Klient bewusst, dass ein Wandel immer auch von einer Bewusstseins-Entwicklung begleitet sein will und ebenso den Einsatz eigener Kräfte bedeutet?

Letztlich wird im Zusammenhang mit Geomantie und Feng Shui immer öfter der Begriff „Geokultur“ genannt. Dabei geht es übergeordnet um eine Kultur des bewussten Umgangs mit dem Planeten Erde. Die Reduktion der Erde auf wissenschaftliche Standpunkte, auf reine Materie, wie wir sie in unserem rationalen Zeitalter praktizieren, scheint unserem Planeten nicht nachhaltig förderlich zu sein. Die Geokultur fordert ein Umdenken, das die mentale rationale Sichtweise um ganzheitliche Ansatzpunkte ergänzt. Respektvoller Umgang mit der Natur, das Prinzip der Gemeinsamkeit stehen im Vordergrund. Die Erweiterung der Wissenschaft durch Menschlichkeit, die vielschichtig und vieldeutig ist und vielleicht nicht immer mental nachvollziehbar und in Zahlen auszudrücken ist, soll einen Bewusstseins-Wandel unterstützen, der zu mehr Weitsicht und Nachhaltigkeit hinführt. Vielleicht lassen sich in diesem Aspekt Befürworter und Gegner vereinen und es gelingt, eine gemeinsame Absicht zu formulieren: Eine Auseinandersetzung mit unserer Erde, die darauf abzielt, einen respektvollen Umgang mit der Natur zu pflegen und Räume zu gestalten, welche dem Menschen und seiner Gesundheit keinen Schaden zufügen, sondern aufbauend und unterstützend wirken.

CHRISTINE PFEIFER

< Die Stoanernen Mandln in Jenesien,
 ein prähistorischer Kultplatz in Südtirol
 ✓ Foto: Adobe Stock





Nicht zu tief und nicht zu hoch

Ein Brückenschlag
in der Literatur zu „Tür
und Tor“ und ihre
Symbolik

Haustür mit Kind.
Foto: Flavio Faganello, Fotoarchiv
im Amt für Film und Medien,
Autonome Provinz Bozen – Südtirol

Redensarten, Redewendungen, Symbolik, Zitate, Aussprüche, Lebensweisheiten und Sprichwörter aus der Literatur

Tor und Tür symbolisieren den Übergang von einer Dimension in eine andere. In Märchen, Gedichten, Kurzgeschichten und Romanen kommt diese Symbolik in verschiedensten Formen und Varianten immer wieder vor. Verschlossene Türen verbergen geheimnisvolle Welten, die entweder Gefahren und Tod oder Rettung und Glück verheißen. Sie zu überschreiten sind oft Akte des Mutes, sie setzen den Willen voraus, Bekanntes zu verlassen um Unbekanntes zu erschließen. Als Metapher des Lebens repräsentieren Tore und Türen den mächtigsten Archetyp für Veränderung.

Eine relevante Figur aus der römischen Mythologie ist Janus. Als Gott des Anfanges und des Endes wurden ihm sämtliche Türen und Tore geweiht, als Wächter beider Seiten der Schwelle erscheint er deshalb stets als Wesen mit doppeltem Gesicht. Janus ist das Sinnbild für die Dualität des Lebens und des Seins. Durch die göttliche Versinnbildlichung erhält die Symbolik der Tür somit metaphysischen Charakter und verkörpert die Gegensätze Leben und Tod, Diesseits und Jenseits, Altes und Neues, Vergangenheit und Zukunft.

Die dialektische, oft auch paradoxe Essenz von Toren und Türen wird von einer Vielzahl von Schriftstellerinnen und Schriftstellern, Philosophinnen und Philosophen sowie Künstlerinnen und Künstlern repräsentiert. „Unglück und Glück empfangen uns durch die gleiche Tür“ (Jürgen K. Hultenreich), „Abschied, die Tür zur Zukunft“ (Manfred Hinrich), „Durch die gleiche Tür schreitet doch jeder in eine andere Welt“ (Kurt Haberstick), sind nur einige von unzähligen Aphorismen zur dualistischen Natur dieses Archetyps.

Eine der bekanntesten Tür-Metaphern aus der deutschen Literatur finden wir wohl in Franz Kafkas „Vor dem Gesetz“. In der Parabel versucht ein Mann in das Gesetz einzutreten, muss aber vor dessen Tür stehen bleiben. Der Türhüter erklärt den Zugang zwar für möglich, aber immer zu einem späteren Zeitpunkt. Der Augenblick der Erlösung wird letztendlich so lange hinausgezögert, bis der Mann stirbt. Die Metapher der Tür erhält hier einen düsteren, bedrohlichen

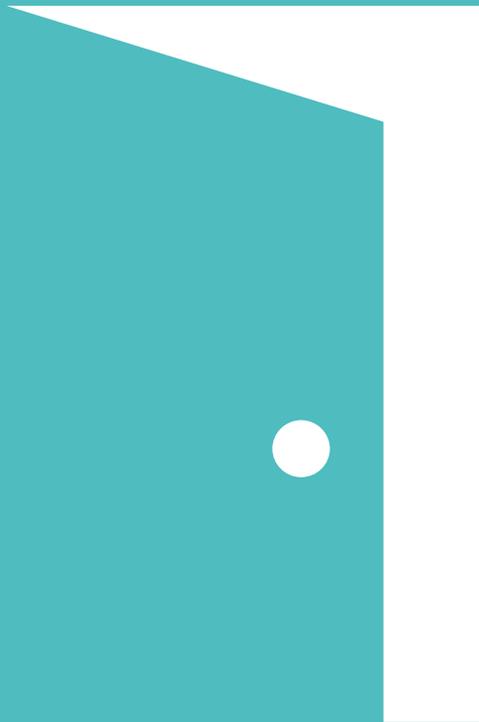
Der größte Schritt ist der durch die Tür.

Dänisches Sprichwort

Charakter. Tür steht in diesem Fall für Unzugänglichkeit und Aussichtslosigkeit, für die Absurdität und Sinnlosigkeit der menschlichen Existenz. Die Tür bleibt ewig verschlossen. „Hier konnte niemand sonst Einlaß erhalten, denn dieser Eingang war nur für dich bestimmt. Ich gehe jetzt und schließe ihn.“

Die Symbolik der verschlossenen Tür veranschaulicht die Undurchschaubarkeit des Gesetzes und der Macht. Wer über unser alltägliches Leben und unser Schicksal entscheidet, verbirgt sich hinter einem Schleier der Unbegreifbarkeit, sein Schatten ist bedrohlich und grausam. „Merke aber: Ich bin mächtig. Und ich bin nur der unterste Türhüter. Von Saal zu Saal stehn aber Türhüter, einer mächtiger als der andere. Schon den Anblick des dritten kann nicht einmal ich mehr ertragen.“ Der Zugang zu Gerechtigkeit, Befreiung, Erlösung ist durch fremde, feindselige Mächte bestimmt. Das Symbol der Tür zeigt sich hier in seiner dunkelsten Schattierung.

Tür und Tor stehen jedoch auch für die Versinnbildlichung des Möglichen. Deren symbolische Deutung kann somit auf Ohnmacht und Hoffnungslosigkeit, aber auch auf Entscheidungsfähigkeit und Mündigkeit verweisen. Eine Schwelle zu durchschreiten setzt einen Willensakt voraus, obgleich dessen Konsequenzen nicht immer vorhersehbar sind und uns dem Ungewissen und Unergründlichen aussetzen. Eine Schwelle nicht zu durchschreiten ist allerdings ebenfalls eine Entscheidung, die genauso Konsequenzen mit sich führt. Entscheidungen treffen wir nämlich auch dann, wenn wir uns an die Illusion klammern, uns diesen entziehen zu können. Das Gedicht von Paul Roth veranschaulicht dies auf einprägsamste Weise.



Nicht alle Türen offen halten

**Man kann sich nicht ein Leben lang
die Türen alle offen halten,
um keine Chance zu verpassen.
Auch wer durch keine Tür geht
und keinen Schritt nach vorne wagt,
dem fallen Jahr für Jahr
die Türen eine nach der andern zu.
Wer selber leben will, der muss entscheiden,
mit JA und NEIN im Grossen und im Kleinen.
Wer sich entscheidet - wertet, wählt,
und das bedeutet auch: Verzicht.
Denn jede Tür, durch die er geht,
verschließt ihm viele andere.
Man darf nicht mogeln und so tun,
als könnte man erreichen und beweisen,
was hinter jeder Tür geschehen wird.
Ein jedes JA - auch überdacht und geprüft -
ist doch ein Wagnis und verlangt ein Ziel.
Das ist die erste aller Fragen:
Wie heißt das Ziel,
an dem ich messe JA und NEIN?
Und: Wofür will ich leben?**

PAUL ROTH

Unter der Vielzahl uns verwirklichter erscheinender Möglichkeiten wird einzig und allein die zur Realität, der wir durch den konkreten Akt unseres Handelns Realität verleihen. Durch das Überschreiten der Schwelle wird die offene Tür somit vom Sinnbild des Möglichen, zum Grundstein der realen, materiellen, gelebten Existenz.



Autorinnen und Autoren

Kulturberichte 2018, „Tore und Türen, Brunnen und Brücken“

Mag. Dr. Andrea Aschauer

freie Wissenschaftlerin - Europäische Ethnologie/
Volkskunde, (fach-) wissenschaftliche Begleitung von
Museen und Kulturinstitutionen

Dott. Arch. Klaus Ausserhofer

Architekt, Leiter der Abteilung technische Dienste
der Gemeinde Eppan

Mag. Dr. Gunter Bakay

Kulturwissenschaftler, Ausstellungskonzeptionen
und Kulturautor

Dr. phil. Gianluca Battistel

Amt für Jugendarbeit, Autor und Publizist

Dott. Ulrike Buratti

Verantwortliche der Stadtgärtnerei Bozen

Dr. Stefan Demetz

Stadtmuseum Bozen

Mag. Simone Gasser MAS

freiberuflich tätige Kunsthistorikerin
und Kulturautorin

Dott. Sylvia Hofer (MAS)

Kulturmanagerin, Koordinatorin der
Kulturberichte Südtirol

Dr. Carl Philipp von Hohenbühel

Südtiroler Burgeninstitut

Dr. Wittfrida Mitterer

Kuratorium für Technische Kulturgüter

Doris Niederjaufner

Bachelor in Architektur

Ao.Univ.Prof. Dr. Thomas Nußbaumer

Musikwissenschaftler mit dem Schwerpunkt
Volksmusikforschung/Ethnomusikologie, Autor

Dr.jur, Dr. ph. Helmut Pawelka

ehemaliger Pressesprecher der ÖBB im Ruhestand,
Kunsthistoriker und Fachautor für Eisenbahngeschichte

Dr. Arch. Christine Pfeifer

Architektin

Mag. Heidrun Schroffenegger

Amt für Bau- und Kunstdenkmäler

Dr. Petra Streng

Volkskundlerin, Chefredakteurin der Kulturberichte Tirol

Mag. Armin Torggler

Archäologe und Historiker

MMag. Matthias Vesco

Autor und Lehrer

Dr. Arch. Susanne Waiz

Architektin, Autorin und Kuratorin

Dr. Arch. Carlotta Zambonato

Architektin im Amt für Hochbau West,
Autonome Provinz Bozen-Südtirol

Johann Zauner

Pensionist, Autor

